

# DIE WELTWOCHEN



## Pascal Mancini: Leichtathlet im Fegefeuer

Dubiose Kampagne: Wie *Blick* und *NZZ* den Schweizer Spitzensprinter zum Rassisten stempelten. *Von Philipp Gut*

## Europas Pioniere

Neue Erkenntnisse zur Bundesverfassung von 1848.  
*Von Pirmin Meier*

## Elite-Internat Beau Soleil

Goldener Käfig in den Waadtländer Alpen. *Von Claudia Schumacher*

4 194407 006904 32

The Breitling Jet Squad  
Jacques Bothelin  
Christophe Deketelaere  
Paco Wallaert



AIR

LAND

NAVITIMER 8

SEA



**BREITLING**  
1884

#SQUADONAMISSION

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT  
ZURICH

Pascal Mancini, Spitzensprinter und ehemaliger Schweizer Meister über 100 Meter, muss die Europameisterschaften in Berlin vom Sofa aus verfolgen. Der Schweizer Leichtathletikverband entzog ihm nach einer beinharten Medienkampagne von *Blick* und *NZZ* die Lizenz. Die schweren Vorwürfe an den Leichtathleten: Er sei ein Nazi und ein Rassist («der braune Athlet»). Schaut man genauer hin, entpuppt sich die «Affäre Mancini» als Medienaffäre. Man könnte die mediale Berichterstattung unter den Titel stellen: «Wie bastle ich einen Rassisten?» Wie die Recherchen von Philipp Gut zeigen, stehen die Anschuldigungen nämlich auf sehr wackligen Füßen. Dem offenbar in Panik verfallenen Leichtathletikverband möchte man zurufen: «Der Sprinter gehört auf die Tartanbahn, nicht an den Schandpfahl. Lasst ihn laufen.» **Seite 28**



**Justiz-Farce:** Erwin und Elisabeth Sperisen.

Elisabeth Sperisen arbeitet seit Anfang Juli offiziell als Sekretärin bei der guatemaltekischen Botschaft in Bern. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* hatte der Staatspräsident Jimmy Morales persönlich der Ehefrau des in Genf verurteilten Erwin Sperisen diese prestigeträchtige Stelle verschafft. Guatemala stellt sich damit demonstrativ hinter den ehemaligen Polizeichef, welcher 2006 in ein Gefängnismassaker verwickelt gewesen sein soll. Als die Genfer Justiz Erwin Sperisen vor sechs Jahren verhaften liess, wollte sie im fernen Guatemala für Recht und Ordnung sorgen. Drei Mal wurde er seither verurteilt: Zuerst, weil er Häftlinge persönlich erschossen haben soll, dann, weil er sich auffällig passiv verhalten habe; gemäss dem dritten Urteil, dessen schriftliche Begründung der *Weltwoche* vorliegt, soll Sperisen nur noch die längst freigesprochenen Täter gedeckt haben. Was als Lehrstück geplant war, entpuppt sich definitiv als Justiz-Farce. **Seite 36**

Das Elite-Internat Beau Soleil im waadtländischen Villars-sur-Ollon gehört zu den teuersten der Welt. Hier kommt ein Lehrer auf vier Schüler, Exkursionen führen auf den Gipfel des Kilimandscharo, und im Musikunterricht



**Exklusive Welt:** Internat Beau Soleil.

werden internationale Starkkomponisten per Video zugeschaltet. Die Tochter des angolischen Präsidenten geht hier mit dem Saudi-Prinzen zur Schule. Wie gestaltet sich der Alltag in dieser exklusiven Welt da oben in den Bergen? Unser Internatsreport ab **Seite 14**

Kürzlich reiste Wirtschaftsredaktor Florian Schwab ins Silicon Valley. Sein Auftrag: einen erfolgreichen Schweizer porträtieren, der bei einer der grossen Internetfirmen tätig ist. Doch dies gestaltete sich schwieriger als gedacht. Bei Google wurde eine bereits erteilte Interviewzusage auf Geheiss der PR-Abteilung wieder zurückgezogen. In Zeiten von Datenskandalen und Kartellbussen sind die Technologiekonzerne ähnlich unnahbar wie Schweizer Privatbanken zu ihren besten Zeiten. Mit List und Tücke lernte Schwab dann doch noch einen echten Bündner Charakterkopf kennen. Und was für einen! Der Software-Programmierer Peter Thoeny war schon im Silicon Valley, als es Google und Facebook noch nicht einmal gab. **Seite 22**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes  
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich  
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Chris von Rohr, Peter Ruch,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli,  
Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Corina Mühle (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Julia Dunlop (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



*Sonderfall als Ärgernis:* Ursula Plassnik. Seite 10



*Verlassen und vergessen:* St. Kilda. Seite 46



«Man lebt nur, wenn man ständig lernt. Sonst stirbt man geistig.»

*Peter Thoeny:* Seite 22

## Titelgeschichte

### 28 **Pascal Mancini**

Ist der Sprinter wirklich ein «Nazi» und ein «Rassist»?

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentar  
Illegal bleibt illegal
- 8 **Fussball**  
Erfundener Eklat
- 8 Fernsehen SRF macht Freude
- 9 **Eilmeldung**  
Zwischen statt über den Gipfeln
- 10 **Kopf der Woche** Ursula Plassnik:  
Botschafterin im Angriffsmodus
- 18 **Essay der Woche** Un Bernois de moins,  
cela ne fait pas un Vaudois de plus
- 26 **Mörgeli**  
Bauernfreie Ahnengalerie
- 26 **Bodenmann**  
Warten auf Feuersturm Godot
- 27 **Medien** Immer mehr, immer mehr
- 27 **Die Deutschen**  
Klare Parteinahme

## Inland

- 30 **Qualität des freien Marktes** Wie gut  
ist das Schweizer Gesundheitswesen?
- 32 **Aufstand der Freigeister**  
Die Wortführer der «anderen 68er»
- 33 **Familien** Strafen bestrafen
- 34 «P-26»: **Geheim ist nicht verboten**  
Gegenrede von Felix Werner Nöthiger

- 36 **Fall Sperisen**  
Der Prozess kippt ins Surreale
- 38 **Schweiz 1848** Die Bundesverfassung  
bleibt ein genialer Wurf

## Ausland

- 42 **Donald Trump**  
Israels treuer Beistand
- 43 **Inside Washington**  
Trump vs. Trump
- 44 **Amerika** Die blaue Welle verebbt
- 45 **Sahra Wagenknecht**  
Bürger in Bewegung
- 49 **Brief aus Berlin**  
Deutschland in der Sommerpause

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 **Peter Thoeny** Schweizer  
Raketemann im Silicon Valley
- 24 **Die Zukunft der Weltmeere**  
Serie über die Ozeane (letzter Teil)
- 35 **Raiffeisen** Zurück in die Zukunft
- 52 **Humor im Nationalsozialismus**  
Flucht ins Komische und Heitere
- 58 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Wie Lenin das Hirn abhandenkam

## Kultur & Gesellschaft

- 14 **Mein Schulfreund, der Saudi-Prinz**  
Das Elite-Internat Beau Soleil
- 20 **Zeitgeist** Fragwürdige Erotikanzeigen  
bei Tamedia
- 46 **Am Rand der Welt** James Delingpole  
über die Inselgruppe St. Kilda

- 50 **Ikone der Woche**  
Madonna wird sechzig
- 55 «**Auftritt Appenzell**»  
Von Alpsegen bis Zündschnur

## Rubriken

- 7 **Im Auge** Clint Capela
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Joël Robuchon
- 56 **Die Bibel** Armut ist machbar
- 56 **Kino** «The Guernsey Literary  
and Potato Peel Pie Society»
- 57 **Knorrs Liste**
- 57 **Jazz** Chet Baker
- 59 **Fragen Sie Dr. M.**
- 59 **Gewinner der Woche** Swissquote
- 60 **Thiel** Finma
- 60 **Namen**  
Eine Nacht in Monte Carlo
- 60 **Fast verliebt** Späte Mädchen
- 61 **Unten durch** Sommer-Extra (1)
- 62 **Wein** Klippenschluckspechte
- 62 **Salz & Pfeffer**  
Fisch als Mass aller Dinge
- 63 **Im Gespräch**  
Tony van Rooijen, Whisky-Fachmann
- 64 **Auto** Porsche GT2 RS
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Eidgenossen

Wer wissen will, warum es die Schweiz immer noch gibt, sollte den Bundesbrief lesen.

Von Roger Köppel

Die Schweiz ist die erste und älteste urkundlich beglaubigte Selbsthilfeorganisation der Welt. Es stimmt, es gab im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit, also im 14. und 15. Jahrhundert, noch andere Schwur- und Eidgenossenschaften, aber nur eine überlebte, nur eine gibt es noch. Die Schweizerische Eidgenossenschaft. Sie feierte letzte Woche ihren 727. Geburtstag.

727 Jahre. Unglaublich. Unmöglich. Warum gibt es die Schweiz überhaupt noch? Viel grössere, mächtigere Staaten und Reiche zerfielen, die Schweiz ist geblieben. Was ist der Grund? Klar, da waren auch Glück und göttliche Vorsehung dabei, aber entscheidend war die stabile Grundkonstruktion, die politische Urleistung der Gründerväter. Wer die Schweiz verstehen will, muss deshalb ihre Geburtsurkunde studieren, den Bundesbrief von 1291. Er dokumentiert den Willensakt, aus dem die Eidgenossenschaft hervorgegangen ist.

Nein, der Bundesbrief ist kein Mythos, er ist eine Realität. Man kann ihn besichtigen im Bundesbriefmuseum in Schwyz. Die Pergamenturkunde ist 32 Zentimeter lang und 20 Zentimeter breit. Der Text umfasst 17 Zeilen auf Lateinisch, verfasst von einem Geistlichen, weil die Schwurgenossen, die «im Jahre des Herrn 1291 zu Anfang des Monats August» zusammenkamen, weder lesen noch schreiben konnten.

Immer wieder gab es Historiker, die behaupteten, der Bundesbrief sei eine Fälschung, eine «erfundene Tradition», wie das marxistische Modewort damals hiess. Doch zum Ärger dieser Kritiker fand die ETH Zürich mit hochmodernen Messmethoden der Altersbestimmung heraus, dass das in Schwyz lagernde Dokument tatsächlich – für manche ärgerlicherweise – eben doch genau aus der Zeit stammt, die es sich selber zuschreibt. Seither behaupten die gleichen Historiker, der Bundesbrief sei «vergessen» worden und «nicht so wichtig». Ihre Methode: Wenn deine Theorie nicht zu den Fakten passt, ändere die Fakten, damit die Theorie wieder stimmt!

Warum ist der Bundesbrief so wichtig? Weil hier der Ur-Code der Schweiz drinsteckt, und weil man das Rezept erkennt, weshalb dieses kleine, verletzte Land so unbeschadet durch die Jahrhunderte kam. Was sind die wichtigsten Botschaften? Erstens: Kein hochkarätiges Expertenteam, kein weiser Königsbeschluss

stehen am Ursprung der Eidgenossenschaft. Es sind einfache Landleute aus den Tälern Uri, Schwyz und Unterwalden. Sie standen mit beiden Beinen im Leben, und sie kamen zusammen, um mit einem Vertrag unter Gleichberechtigten ihre alten zugesicherten Freiheiten zu verteidigen – «gegen die Arglist der Zeit».

Zweitens: Solidarität! Jede Gemeinde, heisst es, solle ihren Beitrag «auf eigene Kosten» leisten. Von Subventionen, Stützbeiträgen, Kohäsionsmilliarden oder Finanzausgleichszahlungen ist keine Rede. Finanzielle Eigenverantwortung zählte.

Drittens: Die einfachen Landleute gelobten «einheitslich», dass sie über sich «durchaus keine» fremden «Richter», keine fremden Vögte, keine fremden Amtsleute, keine fremden Herrscher dulden wollten und auch keine, die sich ihr Amt erkaufte hätten, sondern nur solche, die aus den Talschaften heraus gewählt, bestimmt würden, Richter, Politiker also, die sich mit den Lebensverhältnissen der Waldstätte auskannten und das Vertrauen der hier lebenden Menschen genossen. Mit einem Wort: Selbstbestimmung unter dem hergebrachten Recht!

Viertens: «Entsteht Streit unter Eidgenossen, sollen die Einsichtigsten unter ihnen vermitteln [...]» Dies ist ein unerhört moderner, urdemokratischer Gedanke: Wenn die einen den Frieden nicht mehr gewährleisten, also ihren Auftrag nicht mehr erfüllen können, sollen Geeigneteres das Ruder übernehmen. Gibt es eine schroffere Absage ans Untertanen- und Führerprinzip? Die Eidgenossen waren keine Knechte, sondern selbstbewusste Männer, die auch Herr sein konnten – wenn es die Not erforderte. Das zieht sich durch bis heute: Bundesräte sind nicht so wichtig, wenn einer oder mehrere versagen, funktioniert die Schweiz trotzdem.

Der Bundesbrief wurde zum Ärgernis für alle Mächtigen und Regierenden. Warum? Eben weil hier keine devoten Untertanen reden, sondern stolze, selbstbewusste Männer, die sich zumuten und zutrauen, ihr Recht selber zu sprechen, ihr Schicksal selber in die Hand zu nehmen. Nicht nur «fremde Vögte» zeigten sich irritiert, auch die eigenen. Sogar der heutige Bundesrat rümpft auf seiner Homepage



Erste Selbsthilfe-Organisation.

überheblich die Nase. Der Bundesbrief, spielt er es herunter, sei nicht so wichtig und schon gar nicht vorbildlich gewesen. Botschaft an die Bürger: Kommt ja nicht auf die Idee, dieses aufmüppige Dokument zu ernst und zu wörtlich zu nehmen!

Wir nehmen es ernst und lernen noch etwas: Die Eidgenossenschaft ist seit ihrer Gründung eine Rechtsgemeinschaft. Die Eidgenossen verschworen sich im Namen des Rechts. Ihr demokratischer Schwurbund hatte zum Ziel, das, was man damals unter Rechtsstaat verstand, in unfriedlichen Zeiten zu gewährleisten. Kurz: Demokratie und Rechtsstaat sind in der Schweiz keine Gegensätze, sondern gehören von Anbeginn zusammen, das eine ist ohne das andere undenkbar. Weder «Experten» noch «Völkerrechtler» und schon gar keine fremden EU-Richter, sondern die Eidgenossen, die Bürger, die Schweizer sind Hüter des Rechtsstaats in der Schweiz.

Das muss heute leider wieder besonders betont werden. Es gibt immer mehr Politiker, Richter und Bundesräte, die sich weigern, Volksentscheide umzusetzen. Sie behaupten, es gebe einen Widerspruch zwischen «Rechtsstaat» und «Demokratie», und natürlich sprechen sie sich selbst das Recht zu, den Rechtsstaat «oberhalb» der Demokratie zu vertreten. Das ist natürlich Unsinn, eine freche Anmassung. Es gibt in der Schweiz keinen Rechtsstaat über der direkten Demokratie. Die direkte Demokratie ist der Rechtsstaat. Das Volk setzt das Recht, an das sich alle, auch die Politiker, zu halten haben.

Was hätten die Eidgenossen des Bundesbriefs dazu gesagt? Sie hätten einfach nein gesagt. Und sie hätten «geeigneteres» Eidgenossen nach Bern geschickt. Der Bundesbrief ist aktuell wie eh und je.

Arthrose-Drama mit Happy-Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. **pyramide.ch**

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE *Spitze für Sie*

PYRAMIDE KLINIK AM SEE

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'354'000.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Miete 4'350.- p.Mt., Kauf 1'930'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



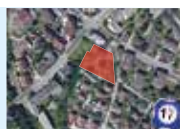
4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Herbst 2019  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'278'600.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ und 4 ½ Zi. Wohnungen  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



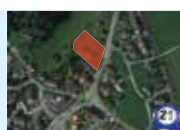
4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 1'340'000.-, Bezug ab Herbst 2019  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhaus  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies-glattbrugg.ch](http://www.glattwies-glattbrugg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Herbst 2019  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

# Illegal bleibt illegal

Von Alex Baur — Es gibt Randphänomene, die erst zum Problem werden, wenn man sie abschliessend regeln will. Die Sans-Papiers gehören in diese Kategorie.



Eine Art Regenbogenkarte.

Sie leben unter uns, diskret und unauffällig, säubern im Haushalt auf, wickeln Kinder, putzen und kochen, werken auf dem Bau oder im Garten, doch nur wenige haben sie je bemerkt. Die Rede ist nicht von Heinzelmännchen. Doch es geht in diese Richtung. In der Schweiz leben nach Schätzungen des Staatssekretariates für Migration 76 000 Menschen ohne Aufenthaltserlaubnis. Die grösste Gruppe stammt aus Lateinamerika, 80 Prozent von ihnen sind legal ins Land eingereist, sie sind einfach geblieben, nachdem ihr Touristenvisum oder ihre Aufenthaltsgenehmigung ausgelaufen war.

Wer die Geschichten dieser Menschen kennt, die oft aus ärmlichen Verhältnissen stammen, wird ihnen kaum böse sein. Die meisten leben bescheiden, viele sind gut integriert, denn ohne freundschaftliche Beziehungen zu Einheimischen würden sie in der Schweiz kaum einen Job und erst recht keine Bleibe finden. Anders als in Südeuropa sind Fälle von krasser Ausbeutung illegaler Arbeitskräfte in der Schweiz selten. Deren einziges Vergehen: Sie weilen illegal im Land und zahlen keine Steuern. Wenn sie erwischt werden, müssen sie mit einer Ausweisung rechnen.

Seit Jahren setzen sich linke Gruppierungen und Hilfswerke vor allem in den Städten für eine Legalisierung dieser sogenannten Sans-

Papiers ein. Die Stadt Genf hat vor einem Jahr zu diesem Zweck die «opération Papyrus» lanciert, die integrierte Illegale, vor allem Familien mit Kindern, «regularisieren» soll, will heissen: Sie bekommen eine Aufenthaltsgenehmigung. In Zürich weilt nun der in rot-grünen Kreisen breit abgestützte Verein Züri City Card für einen Ausweis, eine Art Regenbogenkarte für Illegale, welche diesen einen halbwegs legalen Status verschaffen soll.

## Willkür im Rechtsstaat

Was auf den ersten Blick human, modern und pragmatisch anmuten mag, erweist sich als Falle. In einem Rechtsstaat gibt es wohl mehr oder weniger tolerierte Nischen. Nicht jeder Hanf-Dampfer wird amtlich verzeigt, nicht jeder Velofahrer auf dem Trottoir gebüsst, bei Hausbesetzungen wird der Rechtsbruch sogar amtlich gefördert. Eine gesetzliche Regelung des Illegalen, die letztlich zur Belohnung des Deliktes führt, wäre indes willkürlich und gefährlich. Die Halblegalität hilft nicht einmal den Betroffenen selber weiter.

Wie soll sich ein Polizist gegenüber einem Illegalen verhalten, der sich mit einer City Card ausweist? Von Gesetzes wegen muss er diesen sofort verhaften, auch wenn das städtische Reglement etwas anderes vorsieht. Geht man einen Schritt weiter – was das Ziel der Linken ist – und gibt den Illegalen einen legalen Aufenthaltsstatus, werden sehr schnell neue nachrücken. Amnestien in Spanien und Italien haben dies zur Genüge gezeigt. So ist es auch kein Zufall, dass in Genf, wo das Ausländergesetz schon lange ziemlich lasch umgesetzt wird, überproportional viele Illegale leben.

Wir sollten uns damit abfinden, dass es nicht für jedes Problem eine finale Lösung gibt. Die Spielregeln sind klar. Volksschulen müssen Kinder unbesehen ihres Aufenthaltsstatus aufnehmen, denn die Schulpflicht hat Priorität. Spitäler müssen im Notfall jeden Menschen unbesehen seiner Herkunft behandeln. Der Verstoss gegen das Ausländerrecht ist kein Kapitalverbrechen. Doch wer als Illegaler erwischt wird, muss seine Koffer packen, seine Helfer müssen mit einer Busse rechnen. Genauso wie jeder zur Kasse gebeten wird und allenfalls seinen Ausweis deponieren muss, wenn er auf der Strasse geblitzt wird, so hart das bisweilen erscheinen mag.

Noch sind die Illegale ein Randphänomen. Doch die linken Städte sind auf dem besten Weg, daraus ein gröberes Problem zu machen.

# Ganz gross



Clint Capela, Basketballwunder.

Die Idee hatte der Arzt James Naismith im Jahre 1891: ein körperloses Spiel, das die Gesundheit seiner Studenten schonen sollte. Seine Sekretärin schrieb die dreizehn Regeln auf. Es geht darum, einen Ball in einen Korb zu werfen. Die US-Profiliga NBA kassiert inzwischen jährlich 2,7 Milliarden Dollar allein an TV-Rechten. Es spielen weltweit sogar mehr Menschen Basketball als Fussball. Nur merken wir das in der Schweiz kaum, deshalb ist Clint Capela, 24 Jahre alt und 2,08 Meter lang, der gerade mit den Houston Rockets einen Vertrag über neunzig Millionen Dollar, verteilt auf fünf Jahre unterschrieben hat, hierzulande ein Nobody verglichen mit Roger Federer. Ausser in Genf, wo er herkommt, als Sohn einer kongolesischen Mutter, die als junge Frau in Rom von einer Karriere als Schauspielerin träumte. Vom Film blieb nur der Vorname des Buben, Clint, wie Eastwood. Der Vater, Angolaner, machte sich rasch aus dem Staub und hinterliess Clint den Familiennamen Capela. Mit sechs musste Clint wie sein Bruder ins Heim, weil die Mama nicht über die Runden kam. Mit zwölf durfte er wieder nach Hause. «Ich war jetzt erwachsen», sagt er.

Aber längst nicht ausgewachsen. Er schoss zu Riesengrösse auf, mit den alltäglichen Schikanen und Hänseleien. Er wollte Fussballer werden, fand aber keine Schuhe seiner Grösse fünfzig mehr. In einem Basketball-Länderspiel sah er Thabo Sefolosha, den ersten Schweizer, der in Amerika Karriere machte. Da ging ihm ein Licht auf. Schon mit vierzehn erhielt er ein Stipendium der Sportakademie Insep in Paris. Mit zwanzig kam die Berufung nach Houston. Er spielte zunächst im Farmteam, und als er bei den Rockets anfangen konnte, traf er aus lauter Lampenfieber keinen Korb, elf Spiele hintereinander. Clint trainierte (und trainiert bis heute) dreimal am Tag, Frühschicht um sechs Uhr, abends zum Entspannen noch 250 Würfe. Er liebt Steaks, die den Tellerrand überlappen, und hat dreissig Kilo Muskeln zugelegt. Von der ersten Gage zahlte er die 300 000 Franken Sozialhilfeschulden seiner Mutter zurück. Thanks, Doc. Peter Hartmann

## Erfundener Eklat

Von *Thomas Renggli* — Nationaltrainer Vladimir Petkovic tut seine Pflicht. Aber sein Vorkämpfer Valon Behrami spielt den Beleidigten.

Es ist Sommer im europäischen Spitzenfussball. Borussia Dortmund übt in Bad Ragaz. Xherdan Shaqiri holt mit Liverpool auf einer Promotion-Tour durch Amerika seine WM-Gala nach. Und Ricardo Rodríguez postet auf Facebook Bilder von den Strandferien.

Bereits im Ernstkampf befindet sich dagegen Nationaltrainer Vladimir Petkovic. Kaum ist die Enttäuschung über das jähe WM-Ende verflogen – und der Schwarm der Doppeladler am Himmel entschwinden, greift der Chef-Techniker zum Telefon und teilt einigen seiner Spieler die mittelfristige Personalplanung mit. Und die sieht für vier seiner Stammkräfte, Valon Behrami, Stephan Lichtsteiner, Gelson Fernandes und Blerim Džemaili, in den September-Spielen gegen Island und England eine schöpferische Pause vor. Stattdessen will Petkovic der jungen Garde (Breel Embolo, Kevin Mbabu, Denis Zakaria) eine Chance geben und für Shaqiri eine neue Rolle im zentralen Mittelfeld suchen.

### Verschmerzable Abgänge

Was aufgrund der jüngsten Leistungen nachvollziehbar ist und in der Kompetenz jedes Trainers stehen muss, hat südlich des Gotthards einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Valon Behrami, kampfeslustig aus den Flitterwochen mit Gattin Lara Gut zurückgekehrt, wertete das sommerliche Telefonat von Petkovic als Schei-



*Schöpferische Pause:* Trainer Petkovic.

dungsantrag. Umgehend erklärte er via Twitter seinen Rücktritt aus der Nationalmannschaft («Meine internationale Karriere ist zu Ende») und rannte ins Studio des Tessiner Fernsehens. Dort unterstellte er dem Schweizerischen Fussballverband (SFV) «politische Absichten» und machte Generalsekretär Alex Miescher für seine angebliche Ausmusterung verantwortlich: «Petkovic kann sagen, was er will. Dieser Entscheid wurde von einer Person getroffen, die nichts

### Das Laienschauspiel auf der Freilichtbühne des Verbandes geht weiter.

vom Fussball versteht», so Behrami. Zur Erinnerung: Miescher hatte nach der WM in Russland in einem Interview die Legitimation von Doppelbürgern als Nationalspieler in Frage gestellt. Granit Xhaka wertete darauf die Intervention des Funktionärs als «Steinzeitkommentar».

Wer befürchtete, die Posse um die Schweizer Kicker sei damit abgeschlossen, darf zur Kenntnis nehmen: Das Laienschauspiel auf der Freilichtbühne des SFV geht weiter. Aber vorderhand gibt es nur Verlierer: Behrami, der von Petkovic alle Freiheiten erhalten hatte und beim Vorbereitungsspiel im März gegen Griechenland seine (damalige) Freundin Lara Gut ins Mannschaftshotel mitnehmen durfte, stellt sich mit seiner emotionalen Reaktion selber ins Offside. Petkovic, der nach der WM für Journalisten auf Tauchstation gegangen war, sorgt mit seiner ersten Wortmeldung für neue Unruhe. Und Fernandes und Džemaili ziehen sich in den Schmollwinkel zurück und drohen damit, Behrami zu folgen. Es wären verschmerzable Abgänge. Mit *Grandeza* reagierte nur Stephan Lichtsteiner. Der Kapitän, der bei Arsenal in der Premier League vor einem ambitionierten Neuanfang steht, äusserte sich per Whatsapp mit Verständnis über die Kadernsichtungspläne von Petkovic und stellt sich auch künftig für die Auswahl zur Verfügung.

Dieselbe Gelassenheit wäre auch Behrami zu wünschen. Denn im kommenden Herbst geht es für die Nationalmannschaft – mit Einsätzen in der neugeschaffenen Nations League sowie dem Test in England – um nicht viel mehr als die goldene Ananas. Die nächsten wichtigen Termine stehen erst im Frühling 2019 auf dem Programm, wenn die Qualifikationskampagne für die Euro 2020 beginnt. Bis dann fliesst noch viel Wasser den Ticino hinunter.

## SRF macht Freude

Von *Rico Bandle* – Nach der «No Billag»-Abstimmung zeigt sich der Sender in Hochform.



*Grosserfolg:* Moderatorin Dahinden.

Liegt es daran, dass die existenzgefährdende «No Billag»-Initiative überstanden ist? Dass der Abgang von Fernsehdirektor Ruedi Matter bevorsteht? Oder macht sich erstmals der frische Wind, der durch De-Weck-Nachfolger Gilles Marchand im Programm aufkommt, bemerkbar?

Jedenfalls, diesen Sommer zeigt sich SRF in Hochform: «Ärzte vs. Internet», das neue Quiz mit Arzt und Komiker Fabian Unteregger, ist temporeich, unterhaltsam und lehrreich. In «Mission Imbussible» machte sich Komiker Stefan Büsser mit seinem verschmitzten Schalk in Ex-Jugoslawien auf die Spuren unserer Secundo-Nati-Spieler. Die vierteilige Dok-Serie «Wir sind die Schweiz» über ganz normale Menschen war ein wunderbares Format, das seinem Namen voll gerecht wurde.

Die «Schweiz aktuell»-Sommerreihe über die Geschichte des Bergtourismus war einmal mehr ein Grosserfolg. Und der «Donnschtig-Jass» mit Roman Kilchsperger ist seit der Absetzung von «Benissimo» ohnehin der unangefochtene Höhenflieger der Schweizer Fernsehunterhaltung.

### Erfrischend locker

Vorbei sind die Zeiten, als sich SRF sichtbar verunsichern liess – einerseits von den Kritikern von links, die bei jeder Bergaufnahme «Klischee!» und «Anbiederung an die SVP!» schreien, andererseits von jenen von rechts, für die per se alles auf dem «Staatssender» zu links ist. Diesen Sommer zeigt sich SRF von erfrischend lockerer Seite: nahe bei den Leuten, sympathisch, ohne Dünkel und unnötige Belehrungen.

Ausgerechnet in der Sommerzeit, wenn das ausgedünnte Sparprogramm läuft, zeigt SRF, wie Service public funktioniert. So sollte es das ganze Jahr sein. Dann nimmt man zwischendurch auch gerne ein Wackelkamera-Experiment wie beim letzten «Tatort» in Kauf.



# Zwischen statt über den Gipfeln

Von Alex Baur — Der tiefe Flug durch die Alpentäler ist ein Markenzeichen der Nostalgieflieger in der Schweiz. Flog die «Tante Ju» diesmal eine Spur zu tief? Einiges deutet darauf hin.



Der Weg aus dem Tal führte über den Grat: übers Martinsloch (links oben) oder den Segnespass (rechts).

Der Absturz einer in Dübendorf stationierten Junkers Ju-52/3mg4e, der am vergangenen Samstag beim Segnespass zwanzig Menschenleben forderte, sorgt in Aviatikkreisen nicht nur für Bestürzung, sondern auch für Debatten. Piloten fragten sich als Erstes, warum von der Absturzstelle kein Brand gemeldet wurde. Die Maschine musste zum Zeitpunkt des Absturzes von Gesetzes wegen mindestens noch rund eine halbe Tonne Treibstoff an Bord gehabt haben (eine halbe Stunde Flugzeit bis Dübendorf, 45 Minuten Reserve, plus fünfzehn Minuten Flugzeit zu einem Ausweichlandeplatz).

## Senkrechter Absturz aus geringer Höhe

Augenzeugen berichten allerdings von einem beissenden Benzingeruch am Unfallort. Es erscheint als unwahrscheinlich, dass allen drei Triebwerken einer Ju-52 der Sprit ausgeht, der in zehn Tanks über beide Tragflächen verteilt ist. Selbst in diesem Fall könnte die Maschine noch im Gleitflug zu Boden gebracht werden. Es sei denn, ein aufsteigendes Tal hätte jedes Wendemanöver verunmöglicht. Diese Gefahr wird jedem Piloten beim Training für Alpenflüge eingetrichtert wie das Ave Maria den Ministranten: Fliege nie in eine Topografie hinein, die keine Umkehr zulässt.

Die fehlende Rauchfahne über der Absturzstelle könnte auch darauf hinweisen, dass der

Oldtimer bloss aus geringer Höhe abstürzte. Für diese These spricht, dass der Rumpf und das Heck des Wracks weitgehend intakt waren. Gemäss Daniel Knecht, der die Untersuchungen des Unfalls leitet, ist davon auszugehen, dass die Maschine der Ju-Air mit dem Kürzel HB-HOT «nahezu senkrecht» vom Himmel fiel, dass sie nicht in der Luft auseinanderbrach und dass sie auch nicht mit einem Kabel kollidierte: «Es gab keine Fremdeinwirkung.»

Möglich, aber eher unwahrscheinlich erscheint ein Ausfall der Steuerung wegen Materialermüdung. Denn das Alter besagt nichts über die Flugtauglichkeit der Maschine, die erst im letzten Winter einer Generalüberholung unterzogen wurde. Alle Indizien und Berichte von Augenzeugen weisen vielmehr auf einen sogenannten *Stall* hin: einen Strömungsabriss, der in der Regel zu einem Abschmieren führt. Geübte Piloten können den Absturz unter Umständen auffangen, allerdings nur, wenn sie in grosser Höhe fliegen. Doch das tun die Oldtimer der Ju-Air in den Alpen selten.

Der atemberaubende Ritt zwischen den Gipfeln und durch die Täler, möglichst nah den Bergkämmen entlang, ist das Markenzeichen der Ju-Air. Es geht dabei nicht nur ums Sehen. Der mit Werbebotschaften versehene Oldtimer möchte auch gesehen werden. Auf Youtube etwa findet sich der Clip eines Passagiers, der

mit einer Ju-52 im März 2013 ziemlich genau über die Unfallstelle flog. Die Route von Flims am Martinsloch vorbei über den Segnespass gehört zu den Klassikern.

Das Martinsloch (2600 m ü. M.) befindet sich in einer Bergkette, durch die auch der Segnespass führt. Am Felstor vorbei fliegt der Pilot in das Tal ein und zieht die Maschine dann in einer Linkskurve auf einer sehr tiefen Flughöhe durch die Segneslücke (2625 m ü. M.). Es gibt allerdings einen Unterschied zum Flug vom Winter 2013: Wegen der Kälte hatte die Luft damals eine grössere Tragfähigkeit als am letzten Samstag. Die hohen Temperaturen reduzierten auch die Leistungen der Motoren.

Haben die verunglückten Piloten die Aerodynamik falsch eingeschätzt? Flogen sie auf zu geringer Höhe in das Tal hinein – um den Passagieren einen schönen Blick durch das Martinsloch zu gewähren – und schafften danach den Aufstieg über den Pass nicht mehr?

## Kein Platz zum Umkehren

Es ist nicht mehr als eine Hypothese. Beide Piloten waren Profis mit drei Jahrzehnten Erfahrungen bei Swissair, Swiss und Luftwaffe. Sie wussten zweifellos um die Gefahr der Hitze. Offenbar führten sie nicht mehr Treibstoff mit als nötig, um so das Gesamtgewicht tief zu halten. Die dreimotorige Ju-52 gilt als gutmütiger, schwerfälliger Transporter, der mit geringer Geschwindigkeit, aber mit starker Leistung Höhen von bis zu 19000 Fuss (6300 Meter) erklimmen kann. Selbst bei einem Ausfall von zwei Triebwerken kann sich die Ju-52 mit dem dritten Motor notfalls noch in der Luft halten.

Trotzdem spricht einiges für die These, dass sie zu tief flogen. Erfahrung allein schützt nicht vor Fehlern. Die Routine, so lernt jeder Flugschüler, birgt Risiken in sich und kann dazu verleiten, Ausnahmesituationen zu vernachlässigen. Denkbar ist auch ein Fehler bei der Höhenmessung. Augenzeugen berichten, dass der Flieger kurz vor dem Absturz auf das Martinsloch zusteuerte und dann eine Kurve einleitete. Es wäre naheliegend, dass die Piloten beim Versuch, Höhe zu gewinnen, die Maschine in eine zu steile Fluglage brachten.

Kurven gelten im Hinblick auf ein «Überziehen», das zu einem Strömungsabriss führt, als besonders kritisch. Neben den Temperaturen könnten lokale Fall- oder Rückenwinde eine Rolle gespielt haben. Langsame Flieger wie die Ju-52 reagieren träge und gelangen auch schneller ans untere Tempolimit (*Stall Speed*). Für eine Umkehrkurve war das Tal mutmasslich zu eng. Der einzige Ausweg führte direkt übers Martinsloch oder über den Pass – beide Passagen lagen womöglich ein paar Meter zu hoch.

Der Autor fliegt als Privatpilot selber oft in den Alpen.

## Botschafterin im Angriffsmodus

Von Christoph Mörgeli — Ursula Plassnik, Österreichs Botschafterin in der Schweiz, gibt sich undiplomatisch. Österreich will seine EU-Präsidentschaft nutzen, um Druck auf das Nachbarland auszuüben.

Unlängst forderte Avenir Suisse, die Schweiz solle der EU beitreten. Dies erstaunt nur auf den ersten Blick. Im Hintergrund der Schweizer Denkfabrik und ihrer Geldgeber zieht Walter Kielholz die Fäden. Er sagte schon 2001: «Der EU-Beitritt muss ein Ziel sein.» Nun folgt auch Avenir-Suisse-Direktor Peter Grünenfelder (FDP) mit seinem europapolitischen Weissbuch dem EU-Kurs seines Herrn und Meisters: «Ein EU-Beitritt kann Sinn machen.» In einem Interview überliess es die Medienbeauftragte von Avenir Suisse allerdings der österreichischen Botschafterin, die Europapolitik der Schweiz zu kritisieren. Ursula Plassnik tat es in auffallend barschem, schneidendem und scharfkantigem Tonfall. Sie selber sieht dies allerdings anders: «Ich teile Ihre Einschätzung nicht, wonach meine Äusserungen eine ,*ungewöhnlich undiplomatische harsche Kritik am Gastland* sind. Mir ist kein spezifisches oder allgemeines Meinungs- oder Äusserungsverbot für Diplomaten – oder andere Personen – bekannt. Über direkte Demokratie, Neutralität und Souveränität wird nicht nur in der Schweiz diskutiert.»

### Wider historische Mythen

In ihrem Interview im *Schweizer Monat* nimmt Botschafterin Ursula Plassnik den grossen Knüppel aus dem Sack. Die Schweiz, sagt sie kaum verklausuliert, solle endlich aufhören, «mit Vollgas noch tiefer in die Sackgasse zu brausen». Der ÖVP-Politikerin ist aufgefallen, dass sich hierzulande in den letzten Jahren «eine nationalkonservative Grundstimmung auch in der Medienlandschaft ausgebreitet» habe. Dann nennt Plassnik als «Stichworte» die *Weltwoche* und die *Basler Zeitung*. Und sie – immerhin Exponentin der konservativen Österreichischen Volkspartei – versteht diese Nennungen durchaus als Kritik. Denn die EU werde für die Schweiz «immer mehr zum Sündenbock für alles und jedes». Nach einer verbalen Trauerkundgebung über die verlorene EWR-Abstimmung von 1992 beklagt sie, dass die «öffentliche Meinung gezielt bewirtschaftet» werde. Man setze hierzulande auf die «Ängste einer alternden und sehr wohlhabenden Gesellschaft» und blase «historische Mythen zu Identitätsstiftern auf». Dabei nehme die innere Distanz zu den Nachbarn und EU-Partnern zu.

Ist es möglich, dass vor allem die Gesandte Österreichs Mühe mit den identitätsstiften-



«Viele zustimmende Reaktionen»: Diplomatin Plassnik.

den historischen Mythen der Schweiz hat? Tatsächlich mag der Tyrannenmord des Schützen Tell am österreichischen Landvogt Gessler nicht ganz nach ihrem Geschmack sein. Und auch das schroffe Nein, das die schwörenden Eidgenossen vom Rütli aus Richtung europäisch-habsburgischen Verwaltungsstaat schleuderten, dürfte die Begeisterung der österreichischen Botschafterin nicht so recht entfachen. Sie verurteilt denn auch den hiesigen «Alleingang» und die «Nein-Sagerei» oder die «einzelstaatliche Selbstbehauptung». Die Österreicher hätten eben ein anderes Verhältnis zur Souveränität, präzisiert Ursula Plassnik. Diese bestehe im Mitgestalten am europäischen Projekt: «Solotanz überlässt man lieber den Künstlern, in der Politik sollte Teamarbeit gelten.»

### Sonderfall als Ärgernis

Auch bei der Neutralität gelte es, die «bisherigen Trampelpfade» zu verlassen. Was spreche eigentlich dagegen, «den Schutz unseres Luftraumes gemeinsam zu organisieren»? Im Gegensatz zur Schweiz erlebe sich Österreich «täglich als vollverantwortlicher Teilhaber des europäischen Integrationsprojekts». Das «nationale Schneckenhaus» sei «kein zukunfts-fester Aufenthaltsort mehr». Unser Land – so die Botschafterin im Kampfmodus – verfolge vor allem wirtschaftliche Interessen: «Es geht darum, wie die Schweiz einen Vorteil wahren oder erringen kann, der Rest interessiert kaum.» Man solle sich nur «die unselige Debatte um den sogenannten Kohäsionsbeitrag» anschauen. Exzellenz Plassnik findet es unsäglich kleinkariert, dass die Schweiz über lumpige 1,3 Milliarden Franken an die EU überhaupt diskutieren kann. Den Steuerwettbewerb für Unternehmen findet sie ungerecht und intransparent. «Die Schweiz hat den Sonderfall zum Dogma erhoben», statt «an den grossen europäischen Themen mitzuwirken». Und der «ständige Verweis auf den Sonderfall nervt gelegentlich schon».

In Sachen Humor und Tourismus habe die Schweiz ebenso Defizite wie bei der Musik,

---

### «Ein Orchester nur aus Pauken oder Alphörnern kommt nicht weit.»

---

worauf Botschafterin Plassnik augenblicklich über die Politik ihres Gastlands spottet: «Ein Orchester nur aus Pauken oder Alphörnern kommt nicht weit.» Nein, die EU und Österreich hielten es ganz anders: «Vielfalt braucht eine Partitur und einen Dirigenten, um Wohlklang zu werden.» Offenbar hat die Diplomatin noch nie einem Schweizer Naturjodel gelauscht. Denn dieser kommt ganz ohne Partitur und Dirigent aus und klingt dennoch – oder gerade darum – wun-

derbar harmonisch. Und dass ein selbst-ernannter «Dirigent» aus Österreich ehem Tod und Verderben über den ganzen Kontinent gebracht hat, ist selbstverständlich kein Thema. Überhaupt zerbricht sich Diplomatin Plassnik nicht den Kopf darüber, warum das politische Überlebens- und Selbsthilfemodell Schweiz über sieben Jahrhunderte funktioniert und seiner Bevölkerung Frieden und Wohlstand gebracht hat. Sie klagt lediglich: «Im 20. Jahrhundert ist unsere österreichische Welt zweimal buchstäblich eingestürzt, durch die beiden Weltkriege.» Dass bei diesem doppelten Einsturz österreichische Monarchen, Diktatoren und auch die ihnen zujubelnden Untertanen entscheidenden Anteil hatten, passt weniger in die von Plassnik beschworene passive Opferhaltung.

Ursula Plassnik betont gegenüber der *Weltwoche*: «Zu meinem Interview habe ich viele zustimmende Reaktionen erhalten. Ein einzelner empörter Leserbriefschreiber war allerdings gar nicht mit mir einverstanden. Er möchte mich, wie einst die imperialen Habsburger, aus dem Land oder notfalls ins Kloster in Zizers schicken. Eine derartige Unmuts-äusserung verstehe ich allerdings nicht als Beitrag zu einer sachlichen Debatte.» Immerhin wäre eine Botschafterin aufgrund dieser Botschaft ehem wohl ins Bundeshaus zitiert und abgemahnt worden. Heute verbitten sich nur noch die EU-Staaten unerwünschte Einmischungen mit scharfen Demarchen. Als Richard Grenell, Donald Trumps Botschafter in Berlin, verlauten liess, er wolle die deutschen Konservativen stärken, erhob sich ein Orkan der Empörung. Grenell musste seine Äusserungen bei einem Besuch bei Bundeskanzlerin Merkel «einordnen». Die Linke wollte ihn sofort ausweisen; auch die SPD-Spitze hielt den Botschafter für «untragbar» und sein Verhalten für einen «ungeheuerlichen Vorgang». Martin Schulz, der frühere Präsident des Europaparlaments, ereiferte sich: «Was dieser Mann macht, ist einmalig in der internationalen Diplomatie.» Statt sich dem Gastland gegenüber «neutral» zu verhalten, agiere er wie der Vertreter einer politischen Bewegung.

Wenn indessen die österreichische Botschafterin Ursula Plassnik die Schweiz und ihre Institutionen an den Pranger stellt, bleibt alles still. Dabei ist ihre völlig unkritische EU-Haltung einigermassen erstaunlich. Plassniks Parteifreund, der derzeitige Kanzler Sebastian Kurz, regiert mit der rechtspopulistischen FPÖ und fährt gegenüber der Europäischen Union einen wohlkalkulierten Kollisionskurs. In der Migrationspolitik gibt sich der 31-jährige beinhart und lässt Regierungskollegen eigentliche PR-Shows zur Abwehr von Flüchtlingen inszenieren. Mit Italien und Deutschland versucht Kurz, eine «Achse der Willigen»

zu bilden – politisch wie historisch ein Projekt mit Dynamitwirkung. Gleichzeitig gibt er sich gegenüber Brüssel staatsmännisch und mimt den grossen EU-Freund.

### Vorgeschmack der EU-Präsidentschaft

Da dürfte dem jugendlichen Kanzler eine verlässliche EU-Kämpferin wie Ursula Plassnik durchaus recht sein. Auch wenn oder gerade weil diese Mühe bekundet, ihre diplomatische Aufgabe von der einer aktiven Aussenpolitikerin zu trennen. Sie selber hält das für unproblematisch: «In meine Äusserungen fliesst naturgemäss die Gesamtheit meiner beruflichen Erfahrungen ein. Dazu gehört auch meine langjährige Wertschätzung für die Schweiz, in allen meinen bisherigen und aktuellen Funktionen.» Doch welcher Teufel ritt die Frau, dermassen gegen ihr Gastland auszuteilen? Der *Tages-Anzeiger* erging sich in dunklen Andeutungen über ihre gescheiterte Ehe mit einem Schweizer Diplomaten.

Unerfahrenheit kann man ihr jedenfalls nicht vorwerfen: Die 62-jährige Juristin Ursula Plassnik amte 2004 schon einmal für ein halbes Jahr als Botschafterin in Bern. In den vier Jahren als Aussenministerin, 2004 bis 2008, galt sie als jemand, der sich unkritisch zu den Brüsseler Institutionen bekannte. Aus dem schlichten Aussenministerium machte Plassnik ein «Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten». Sie überwarf sich mit der mächtigen *Kronen-Zeitung*, weil sie gegen eine EU-Volksabstimmung und überhaupt gegen jede Form der direkten Demokratie ankämpfte. Ihre Kandidatur als OSZE-Generalsekretärin hintertrieb die Türkei, deren europäische Identität sie bestritten hatte. Freunde und Gegner attestieren Plassnik analytische Tiefenschärfe und grossen Arbeitseinsatz, vermissen aber menschliche Wärme und Spontaneität. 2011 lobte Österreichs Bundesregierung die Ex-Aussenministerin an die Pariser Gesandtschaft weg, 2016 erhielt sie die Akkreditierung in der Schweiz.

Das sich abzeichnende europapolitische Szenario für die Schweiz lässt aufmerken: Kanzler Kurz spielt gegen aussen den verlässlichen, faltenfreien Proeuropäer, unterstützt von ÖVP-Personal wie Botschafterin Plassnik. Österreich will seine EU-Präsidentschaft nutzen, um die Schweiz hart zum Abschluss eines Rahmenabkommens zu drängen. Im Erfolgsfall stünden Kurz und Österreich gegenüber der EU als «Brückenbauer» da, die die Schweiz zum Einlenken zwangen. Im Innern kann dann der junge Kanzler weiterhin gegen die EU wettern und Schengen oder die Personenfreizügigkeit so interpretieren, wie er es will. Kurz klimpert auf der Klaviatur des Populismus, dieweil seine Botschafterin in Bern gegen angebliche Schweizer Populisten schimpft. ○

## Personenkontrolle

### Maurer, Widmer-Schlumpf, Cassis, Berset, Meyer, Binder, Pfister, Göldi, Solari, Xhaka, Markwalder, Furrer, Mussolini, Erdogan

Ueli Maurer, ruhende Kraft, sieht sich während seiner Sommerferien mit einem ungemütlichen Vorwurf konfrontiert: Unter seiner Ägide liefert die Eidgenössische Steuerverwaltung die Daten von Schweizer Bankmitarbeitern an die USA, ohne diese darüber zu informieren. Laut *Sonntagszeitung* ist dies mutmasslich illegal. Das Bundesgericht habe letztes Jahr festgehalten, dass den Betroffenen ein Rechtsmittel in die Hand gegeben werden müsse. Laut Auskunft des Finanzdepartements wurde der Finanzminister bereits Ende 2017 über juristische Zweifel an den fragwürdigen Datenlieferungen in Kenntnis gesetzt. Maurer unternahm zunächst offenbar nichts. Acht Monate später schreibt sein Departement: «Die Frage, ob diese Praxis der Rechtsprechung des Bundesgerichts widerspricht, wird im Rahmen der bei uns hängigen Verfahren geprüft.» Für den Vertreter einer Partei, welche Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) wegen ihrer Lust auf Datenlieferungen ans Ausland immer heftig attackierte, sieht Maurers Reaktion irritierend passiv aus. (fsc)

**Ignazio Cassis**, freisinniger Arzt, hat sich am 1. August gegen die grassierende Verbotsucht bei Genussmitteln ausgelassen und sich dabei fast freundlich über Cannabis und Tabak geäussert. Gegenüber dem *Tages-Anzeiger* sagte er, man solle einfach «Menschenverstand» walten lassen, wir sollten «uns zwar gesund ernähren und körperlich betätigen», aber «hin und wieder auch Salametti essen oder drei Gläser Wein trinken, wenn wir Lust dazu haben». Bekanntlich ist Bundesratskollege **Alain Berset** (SP) eher auf Seiten der Prohibition anzutreffen. Ob dem Gesundheitsminister wegen Cassis' Äusserungen das unberührte Cüpli aus der Hand fiel, ist leider nicht überliefert. (fsc)

**Andreas Meyer**, Staatsmanager, ist aus seinen zweimonatigen Ferien (Sabbatical) zurückgekehrt. Nicht ohne den Rest des Landes via Twitter an den gewonnenen Erkenntnissen teilhaben zu lassen: «Ab und zu richtig Abschalten auf allen Ebenen weiter fördern.» Und: «Bei vielen Herausforderungen Gas geben, aber locker bleiben.» Die Dankbarkeit für die guten Ratschläge des SBB-Chefs reicht bis in die CVP. Nationalrätin **Marianne Binder** empfahl Meyer, doch seine neue Philoso-



*Menschenverstand:* Bundesrat Cassis.



*Abschalten:* SBB-Chef Meyer.



*Gleichberechtigung:* Filmfestivalpräsident Solari.

phie des Lockerbleibens den Bahnreisenden per Lautsprecherdurchsage einzuimpfen, wenn wieder einmal kein Sitzplatz verfügbar ist. Und Parteichef **Gerhard Pfister** ätzte, auf Kosten der Steuerzahler «lässt's sich super locker ein Sabbatical reinziehen, für einen Einkommensmillionär». Dies dann in den sozialen Medien «noch den Leuten reinzureiben», sei aber «irgendwie daneben». (fsc)

**Hanspeter Göldi**, Demokrat, war einer der diesmal zahlreichen SP-Festredner am Nationalfeiertag. Der linke Kantons- und Gemeinderat aus Meilen sprach am 1. August in der Nachbargemeinde Uetikon am See. Dabei unternahm Göldi den Versuch, Patriotismus und direkte Demokratie unter einen Hut zu bringen. Er führte nämlich unter den Festbesuchern eine Abstimmung durch, ob die Landeshymne mit dem traditionellen oder mit dem modernen Text gesungen werden solle. Eine komfortable Mehrheit der Stimmenden fühlte sich der Tradition und damit dem «Trittst im Morgenrot daher» verpflichtet. Der Sozialdemokrat nahm diese Niederlage



*Hitzkopf:* Granit Xhaka, Ehefrau Leonita.



*Freundschaftsdienst:* Nationalrätin Markwalder.

flugs zum Anlass, sein Stimmvolk aufzufordern, jene Version zu singen, die jeder für sich bevorzuge. Was eine ziemlich unharmonische Katzenmusik zur Folge hatte. Merke: Wenn Sozis verlieren, interpretieren sie die Demokratie so, dass ihr Anliegen mindestens so stark gewichtet wird wie jenes der Mehrheit. Darum ist ihnen die Diktatur des Proletariats auch heute immer noch lieber als die unangenehme Volksherrschaft. (mö)

**Marco Solari**, Illusionsvermarkter, hat als Präsident des Locarno-Filmfestivals zu dessen Abschluss eine «Charta für Gleichstellung und Diversität» unterschrieben. Das Dokument soll im Filmgeschäft die Gleichberechtigung der Geschlechter voranbringen und die Stellung der Frauen in der Filmindustrie stärken. Solaris Auftritt, der in mehrfacher Hinsicht unter dem Motto «MeToo» gesehen werden kann, passt in die gegenwärtige Debatte und erregt naturgemäss mehr Aufsehen als eine andere Aktion, bei der jedoch erhöhte Aufmerksamkeit am Platz wäre. Das Aussendepartement hat ebenfalls am Locarno-Film-

festival die vierjährige Initiative «Demokratie ohne Grenzen» zu einem glanzvollen Abschluss gebracht. Solari ist Projektbotschafter der Kampagne, in der Schweizer Persönlichkeiten die Öffentlichkeit für Anliegen der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit sensibilisieren sollen. Abgesehen davon, dass die öffentliche Hand einigen Aufwand für Veranstaltungen und Aktionen trug, stellt sich die Frage, welche inhaltliche Ausstrahlung das Motto «Demokratie ohne Grenzen» haben könnte: Sind Grenzen für eine Demokratie unwichtig? Oder soll Demokratie so grenzenlos sein, dass sie auch in Firmen hineinregieren kann? Oder ins Ausland? (gy)

**Granit Xhaka**, Zeichensetzer, ist eine Persönlichkeit. Seine sportlichen Fähigkeiten sind herausragend: krachender Schuss, magistrale Pässe, gefürchtete Grätschen. Konträr dazu, sein Hitzkopf: Nicht selten finden Blutgrätschen oder unüberlegte Tätlichkeiten ihre Honorierung in der Ampelkarte. Sogar jubelnd setzt er Zeichen: Tor, Kaliningrad, WM 2018, «We did it, bro» – die Geschichte ist bekannt. Wer aber glaubt, die darauffolgende Schelte inklusive Doppelbürger-Diskussion habe irgendetwas bewirkt, der bäuge die nächste Mitteilung aus dem Hause Xhaka, Schauplatz: Instagram. Dort flimmert auf seinem Profil, politisch unmotiviert, ein herzverziertes kosovarischer Schattenspiel. Tage später folgt auf dem gleichen Portal ein Liebeszeichen zum 1. August: Er liebe es, alle Schweizer zu repräsentieren, so Xhaka. Sollte zeitnah als Torjubel ein Schweizerkreuz gestikuliert werden, wäre die Verwirrung komplett. Wie wäre es mit ausschliesslich sportlichen Ausrufezeichen? (zr)

**Christa Markwalder**, Expertin für Fake News, geht nicht konform mit dem, was an dieser Stelle in der vorletzten Ausgabe über sie zu lesen war. Erörtert wurde die frühere Sekretariatstätigkeit der PR-Agentur Furrer Hugli für FDP-Nationalrätin Markwalder. Die *Weltwoche* taxierte diese als «unentgeltlich», was Markwalder unter Bemühung des Fake-News-Vorwurfs bestreitet. Sie habe monatlich 1000 Franken an Furrer Hugli bezahlt. Dabei vergisst Christa Markwalder allerdings eines: Agenturchef **Lorenz Furrer** höchstpersönlich hatte die Aktivität seinerzeit als «unentgeltlichen Freundschaftsdienst» und die finanzielle Abgeltung als «Spesen» bezeichnet. (fsc)

**Benito Mussolini**, *Weltwoche*-Opfer, hat in Italien Verehrerinnen bis heute. Meine Feriencoiffeuse schaute mich entgeistert an, als ich ihr das Cover zeigte, auf dem der türkische Präsident **Recep Erdogan** mit dem Duce verglichen wurde. Die Spitze gegen Erdogan empfand sie als Beleidigung Mussolinis. Andere Länder, andere Sitten. (gut)

## Nachruf



*Exquisite Ernährung:* Spitzenkoch Robuchon.

**Joël Robuchon (1945–2018)** — Der Meisterkoch besass so viele Michelin-Sterne wie andere Kochlöffel – insgesamt 31. Der Franzose Joël Robuchon gehörte zu der seltenen Spezies, die das Wesen der menschlichen Nahrungsaufnahme grundlegend versteht und gleichzeitig einen Sinn für das Geschäftliche entwickelt. Robuchon beschränkte sich nicht auf ein einziges renommiertes Restaurant in Paris. Er wollte seine Vorstellungen einer exquisiten Ernährung auf dem ganzen Globus verbreitet sehen und eröffnete Lokale in New York oder Tokio: «Je älter ich werde, desto besser verstehe ich eine einfache

Wahrheit: Einfaches Essen ist besser», sagte er der Zeitschrift *Business Insider*. Er vermeide es bewusst, einer Speise mehr als drei Geschmacksrichtungen zukommen zu lassen. Jede Zutat müsse erkennbar bleiben. Sein Kartoffelstock soll weltweit unerreicht gewesen sein.

Nach der Lehrzeit in seiner Heimatstadt Poitiers und einigen Anstellungen eröffnete Robuchon 1981 sein erstes eigenes Restaurant in Paris. Es erhielt bereits nach drei Jahren drei Michelin-Sterne und damit die höchste Ehre überhaupt. So viel Erfolg in kurzer Zeit ist für viele ein Risiko, denn sie können in Zukunft nur noch verlieren, sei es in der Publikumsgunst oder bei den Gastrokritikern. Nicht so Robuchon. Nach zehn Jahren hatte er genug, verkaufte den Laden und eröffnete während Jahren Filiale um Filiale, ein bisschen wie McDonald's – nur gediegener: In Macao oder Honkong und vor allem in den USA, etwa in Las Vegas.

Ähnlich wie der Brite Jamie Oliver verstand es Robuchon, seine geschäftlichen Aktivitäten medial zu unterstützen. Er liess Bücher ins seinem Namen verfassen und trat vor allem in zahlreichen TV-Sendungen auf, wo er am liebsten regionale Produkte zum Verarbeiten pries.

Robuchon galt als ein umgänglicher und leutseliger Zeitgenosse. Aber er konnte in der Küche deutlich werden. Wenn ihm ein Lehrling frech kam, flog ein Teller an dessen Kopf. Für die Geschichte verbürgte sich der spätere Gastrokritiker Gordon Ramsay; sie ist ihm selbst passiert. *Rolf Hürzeler*

**«Neugier und Freude altern nicht.»**

**Danilo Zweifel**  
Leiter Kundenbetreuung und Beratung Pensionskassengeschäft  
zum längeren, selbstbestimmten Leben

**SwissLife**

# Mein Schulfreund, der Saudi-Prinz

Von Claudia Schumacher und Sébastien Agnetti (Bilder) — Das Schweizer Elite-Internat Beau Soleil gehört zu den teuersten überhaupt. Hier werden die Töchter von Präsidenten und die Fürsten von morgen erzogen. Einblicke in eine exklusive Parallelwelt.



Ein Hauch von Hogwarts: Beau-Soleil-Internat im waadtländischen Villars-sur-Ollon.

«Money Mo Problems», rappte einst Notorious B.I.G. Und natürlich hatte er recht: Die Reichen haben Sorgen, von denen wir Kleinbürger uns kaum eine Vorstellung machen. Besonders, wenn Kinder kommen. Erben bilden eine heikle demografische Gruppe. Im Prinzip sind sie von Geburt an verloren. Man denke an die Hollywood-Tochter Drew Barrymore, die mit dreizehn Jahren kokoste. Erben schweben aber nicht nur in Gefahr, sie können auch gefährlich werden. Etwa der Goldküstensohn, der 2015 seinen Vater erschoss, weil dieser ihm das Taschengeld kürzte. Die Existenz als dekadentes, undankbares Balg, das keine Grenzen kennt, scheint das Erbe der Erben. Kann man da was machen? Und wenn ja, wer übernimmt?

Die Eltern der Erben regieren Länder oder drei Unternehmen, da bleibt keine Zeit für Erziehung. Für Superreiche liegt es nahe, Kinder ins Internat zu geben. Vorzugsweise in der Schweiz, wo sich acht der zehn exklusivsten Schulen der Welt befinden. Die meisten von ihnen stehen in den Alpen, nahe dem Genfersee. Beau Soleil, schöne Sonne, heisst eine von ihnen. Wer sie besuchen will, tuckert mit dem Postauto in das Skidorf Villars-sur-Ollon, fährt vorbei an einem anderen Elite-Internat, Aiglon, und hält schliesslich direkt vor dem schnörkeligen, schmiedeeisernen Tor eines Hogwarts-artigen Schlosses mit der Aufschrift: «Beau Soleil – Collège Alpin International».

## Kantine mit Swimmingpool

In Beau Soleil werden Kinder aus aller Welt unterrichtet, in zehn verschiedenen Sprachen von Russisch bis Farsi. Die Freizeitoptionen sind gigantisch, die Schule verfügt über ein eigenes Theater für Schulaufführungen, jedes Klassenzimmer ist mit Tafeln ausgestattet, die Smart Boards genannt werden und ähnlich wie ein iPhone funktionieren. Schulausflüge führen auf den Gipfel des Kilimandscharo. Und sollte jemand einen Roboter bauen wollen: Das technische Equipment liegt vor. Der Musikunterricht wurde in Kooperation mit der berühmten New Yorker Juilliard School erarbeitet, per Videoschaltung können die Schüler auch mal mit einem Starkomponisten reden.

Die Chansonnier-Tochter Charlotte Gainsbourg ging hier zur Schule. Ebenso Marie Cavallier, Prinzessin von Dänemark, sowie Félix von Luxemburg. Anekdoten über berühmte Alumni verrät die Schulleitung aber

ebenso wenig wie die Namen derer, die aktuell hier residieren. «Die Schweiz gründet auf Diskretion, da erlauben wir uns keine Ausnahme», scherzt Kevin Foyle, der britische Schuldirektor. Später, als beim Mittagessen mal kurz die Aufsichtsperson weg ist, erzählen Schüler, die Tochter des angolanischen Präsidenten sei momentan hier. Und eine Siebzehnjährige berichtet: «Ich bin mit dem Saudi-Prinzen befreundet, der ist auch im Beau Soleil. Also: ein Saudi-Prinz, gibt ja viele von denen. Der ist jedenfalls total normal und super nett.» Normal? Für einen normalen Menschen wie mich kommt das Wort an einem Ort wie diesem unerwartet.

«Wir pflegen eine sehr spezielle Kultur», sagt die Pressesprecherin der Schule, als wir vor der Kantine auf der Terrasse stehen, die über einen Swimmingpool verfügt wie der Speisebereich einer All-inclusive-Hotelanlage auf den Seychellen. Nur bin ich nicht sicher, ob die Seychellen mit dem Ausblick hier mithalten können: Ein atemberaubendes Alpenpanorama geniessen die 250 Reichenkinder beim Essen, das live vor ihren Augen gekocht wird.

### Ermahnungen zur Heiterkeit

Während eines Spaziergangs durch die ebenso weitläufigen wie luxuriösen Schulanlagen werde ich nicht nur grün vor Neid, auch die spezielle Schulkultur offenbart sich überdeutlich: Von jeder Wand ermahnen Motivationsbilder und Sinnsprüche zur richtigen Haltung, ein bisschen wie bei Scientology. Oder auch: wie auf Instagram. An einer Wand hängt zum Beispiel eine grossformatige Fotografie eines Mädchens, das dankbar die Hände faltet und mit geschlossenen Augen nach unten blickt, wie beim Yoga. Darunter



Die Freizeitoptionen sind gigantisch.

ein Wort: «Serenity», zu Deutsch: heiterer Gleichmut.

Jeder Erwachsene, mit dem ich in Beau Soleil spreche, betont, wie wichtig eine «positive Einstellung» sei. Jeden Montag werden die Kinder versammelt und an den Wertekanon erinnert. Als ich später in einer Chemiekunde mit jüngeren Schülern stehe und mich als Journalistin zu erkennen gebe, stellt sich ein Junge kerzengerade vor mich, reisst die Augen weit auf und sagt mit unüberhörbarem Zynismus in der Stimme:

«It's a-maaaazing here!» Die anderen Kinder lachen, die Pressesprecherin versteift sich und scheint zu hoffen, dass ich die kleine Satire-Einlage nicht gehört habe.

### Die Kunst des Motivierens

Apropos kleine Jungs: Wie fast jedes Elite-Internat mit stolzer Geschichte hat auch Beau Soleil ein Kapitel sexuellen Missbrauchs. 2003 und 2004 soll sich der damalige Internatsleiter an mehreren Jungs vergangen haben. Einer von ihnen klagte 2017, zu dem Zeitpunkt 28-jährig. Im *Blick* schilderte das Opfer, wie ihn selbst die Mutter eines Mitschülers zum Schweigen bringen wollte, um den Ruf der Schule nicht zu gefährden. Sie sei mit einem Glas Champagner auf ihn zugegangen und habe ihm gesagt, dass es sich doch nicht gehöre, über «solche Dinge» zu reden. Willkommen in der Welt der oberen Zehntausend. Der frühere Internatsleiter musste schliesslich 25 000 Franken an den Kläger zahlen und wurde zu 30 Monaten Haft verurteilt. Er lebt allerdings in seiner Heimat Kanada und kann trotz internationalem Haftbefehl nur inhaftiert werden, wenn er Kanada verlässt.

Der derzeitige Direktor von Beau Soleil sagt, das kommentiere er nicht. Darum habe sich die Schweizer Rechtsprechung gekümmert. Das sei Ewigkeiten her, lange vor seiner Zeit. Also unterhalten wir uns stattdessen darüber, wie man Erben dazu bringt, im Leben noch etwas anderes zu tun, als aufs Erbe zu warten. Vielen superreichen Eltern ist offenbar bewusst, vor welcher Herkulesaufgabe die Schule steht. «Wohlhabende Eltern haben im-



«Spezielle Kultur»: lernen mit Aussicht.



«Positive Einstellung»: Beau-Soleil-Schülerinnen.



*Fussball auf 1300 Metern über Meer.*

mer Angst, dass ihre Kinder keine eigene Motivation im Leben haben, weil sie keine brauchen», sagt Direktor Foyle. Er selbst ist ein ehemaliger Cricket-Profi, der neben Geschichte auch Sportwissenschaften studierte und ein Interesse an Sportpsychologie hegt: Er empfiehlt sich den Eltern als Motivationskünstler. «Sobald die Kinder hier sind, werden sie alle gleich behandelt und in einen strukturierten Tagesablauf eingegliedert.»

Das soll sie erden – so weit man eben jemanden 1300 Meter über dem Meer, ganz nah an der schönen Sonne, im Luxusinternat, erden kann. Sie kriegen Uniformen überge-

---

**«Es mag ein Klischee sein, aber wir schliessen hier Freundschaften fürs Leben.»**

---

zogen und die Schulwerte eingetrichtert: Respekt, Verantwortung, Ehrgeiz und Entschlossenheit. Aber wenn der Direktor kurz darauf scherzt, in Beau Soleil sei jeden Tag Weihnachten, weil die Mädchen (für ihre nicht-uniformierte, unterrichtsfreie Zeit) so viel schöne Kleidung kauften, dass ständig Pakete kämen – dann hat man als Zuhörer so seine Zweifel, ob der Aufruf zur Bescheidenheit auch gehört wird von der jungen Geldelite.

**«Ich kam nicht klar»**

Im Gespräch mit Schülern frage ich, ob sie gelegentlich auch mit normalen Menschen Kontakt hätten, die in ihrem Alter sind. Mit nicht reichen Menschen, mit der Masse des Mittelstands. Ein russisches Mädchen erinnert sich daran, als Kind in Moskau auf eine normale Schule gegangen zu sein. «Aber ich kam nicht



*Nachtruhe um 22 Uhr: im Innern des Internats.*

klar mit den Kindern dort», sagt die Unternehmertochter, dann lacht sie und fügt an: «Weil die nicht so privilegiert waren wie ich.» Sie sei wegen ihres Reichtums auch gemobbt worden, erklärt sie ihre Aussage. Die anderen Kinder hätten sie sogar bestohlen.

Keins der drei Kinder, mit denen ich mich länger unterhalte, hat Eltern, die selbst auf einem Internat waren. Das Geld kommt von Vätern aus mittelständischen Verhältnissen, die mit eigenen Unternehmen reich wurden. Ein Vater kommt aus Schwaben. Kennt der Sohn die Region, kennt er Spätzle, hat er irgendeine lokale Verankerung wie andere Erdenbürger auf dieser Welt? «Leider nein», sagt er. Er sei sehr international aufgewachsen. Er kennt das Leben als das Innere von Internaten, zuerst in Schanghai, dann in Villars-sur-Ollon. Eine abgeschottete, luxuriöse Extrawelt, ein goldener Käfig. Nur eines ist weltfremder, als in einem Schweizer Skiort aufzuwachsen: in einem Internat in einem Schweizer Skiort aufzuwachsen. Orte, so speziell wie Disneyland.

Und wie funktioniert so eine internationale Schülerschaft? «Ich möchte nicht rassistisch sein oder so», sagt das russische Mädchen, «aber die Chinesen und Japaner bleiben unter sich.» Die akademische Leiterin erzählt, dass man gerade an einer so internationalen Schule wie Beau Soleil ein Bewusstsein für integratives Verhalten und Verständnis für Diversität wecken müsse, damit die Gemeinschaft nicht in nationale oder ethnische Gruppen zerfällt.

Wenn das gelingt, kann der Beau-Soleil-Absolvent ein internationales Netzwerk anzapfen, das «second to none» ist, wie der Direktor betont. «Es mag ein Klischee sein, aber wir schliessen hier Freundschaften fürs Le-



*Jeden Tag Weihnachten: Schuldirektor Foyle.*

ben», sagt eine Schülerin. Die Kinder schlafen in ihren Häusern nach Geschlechtern getrennt, je zwei Schüler in einem Zimmer. Singelbetten, schlichte Einrichtung. In jedem Haus schläft noch eine erwachsene Vertrauensperson, die aufpasst, dass spätestens um 22 Uhr alle im Bett sind, die Lichter ausgehen und vor allem: dass keine Jungs bei den Mädchen sind und umgekehrt. Es gibt gemeinsame Aufenthaltsräume, aber die Schlafzimmer sind auch bei Tag tabu fürs andere Geschlecht.

**Drogen: Nulltoleranz**

Als die Pressesprecherin vom Regelkatalog in Beau Soleil erzählt, denke ich etwas beklommen an meine eigenen Teenagerjahre. Wie ich mich mit dreizehn Jahren mit falschem Ausweis in einen Klub schmuggelte, unter der Aufsicht meiner älteren Brüder, als unsere Eltern verreist waren. Wie ich sommernachts mit einer Freundin auf der Wiese lag und in die Sterne hineinträumte. Wie wir erste Erfahrungen mit Alkohol machten bis zum Punkt, wo's nicht mehr so schön war. Wie wir die Schule schwänzten. Wir haben sicher ein paar Dinge getan, die Mary Poppins als «schlecht» für uns erachtet hätte. Aber wir bildeten unseren Charakter heraus. Ist das überhaupt möglich an einem Ort wie Beau Soleil, an dem auf Gedeih und Verderb immer nur alles «richtig» laufen darf? Welche Angst entwickelt der Mensch, wenn Fehlritte keine Option sind? Wie uniform und konform gehen die Absolventen von Beau Soleil in die Welt, und wie hilflos sind sie, wenn plötzlich niemand mehr ihre Hand hält und nicht eine Armada von Erwachsenen zu jeder Tages- und Nachtzeit bereitsteht, wenn eine Hausaufgabe nicht einleuchtet oder ein Furz drückt?



Ein Einwand liegt nahe: Internatsschüler treiben heimlich immer, was sie wollen. Aber Beau Soleil ist kein durchschnittliches Internat mit bescheidenen Mitteln. Beau Soleil hat das nötige Kleingeld zur Hochsicherheitseinrichtung. Und offenbar ist es das, was sich einige Helikopter-Eltern der Oberschicht – denen die Zeit fehlt, selber zu helikoptern – für ihre Kinder wünschen: Überwachung. Es gibt Kameras am Haus, und abends patrouillieren Mitarbeiter durch das kleine, überschaubare Dorf, um sicherzustellen, dass sich keine Internatsschüler danebenbenahmen. Schüler, die abends aus dem Dorf zurückkommen, müssen zur Alkoholkontrolle in ein Röhrchen pusten. Wer in Beau Soleil mit Gras erwischt wird, fliegt. «Zero tolerance for drugs», sagt der Direktor, der dieses Jahr zwei Kinder entliess.

«Man merkt schon den Unterschied zwischen den Schülern, die von klein auf hier waren, und denen, die nur für den Abschluss gekommen sind», sagt ein Mädchen, das mit sechzehn Jahren herkam. Beau Soleil, das sei ihrer Ansicht nach kein realer Ort. «In der Welt muss man sich behaupten, selber klar kommen.» Ob das auch denen gelinge, die im Sicherheitsnetz dieser Schule aufgewachsen sind? Sie macht ein belustigtes Gesicht und zuckt mit den Schultern.

Mir fällt der Regisseur Fatih Akin ein, der als Gastarbeitersohn in Deutschland unbeauf-

sichtigt heranwuchs. Der Vater musste im Akkord arbeiten, die Mutter ging Putzen. Und wie er in dieser Prekariatsverwahrlosung zu einem der interessantesten Filmemacher des Landes heranreifte, weil er schon als Kind non-stop Filme schaute, auch solche, die erst ab achtzehn waren. Nun ist Akin sicher nur einer von einer Million, der unter diesen Umständen brillierte, statt unterzugehen. Aber das beengende Überwachungsklima und die Gute-Laune-Diktatur von Beau Soleil wollen mir auch nicht wirklich gesund erscheinen.

#### Villeneuve, Dätwyler, Gainsbourg

Gemessen an der Zeit seines Bestehens (gegründet 1910), der Exklusivität seines Bildungsangebots und der Masse an Abgängern, muss man sagen: Das Internat Beau Soleil hat gar nicht viele prominente Ehemalige. Abgesehen von den Adligen, sind es eigentlich nur drei: der kanadische Rennfahrer Jacques Villeneuve, der Schweizer Skirennfahrer Jean-Daniel Dätwyler und die bereits erwähnte Schauspielerin Charlotte Gainsbourg, die als das ewig traurige Mädchen von einem Lars-von-Trier-Film zum nächsten geistert.

Das Wort Elite ist relativ. Die Schüler müssen gewisse gymnasiale Leistungen erbringen, darauf werden sie auch vor der Zulassung geprüft – das heisst: Wenn der Sohn des Öl-

scheichs nur die Leistungen eines Sekundarschülers erbringt, dann wird auch er nicht angenommen. Aber Beau Soleil ist keine akademische Elite-Einrichtung. Eine positive, angenehme Ausstrahlung und genügende Noten sind wichtig, aber vor allem findet die natürliche Auslese dadurch statt, dass es nicht wahn-sinnig viele Eltern gibt, die um die 100 000 Franken pro Jahr und Kind für die Schule zahlen können.

Natürlich: Ausnahmen bestätigen die Regel. In jüngerer Geschichte war da dieses Mädchen aus Beau Soleil, das mit 25 Jahren im Wahlkampfteam von Hillary Clinton arbeitete. Aber bezeichnender für das Gros der Beau-Soleil-Abgänger ist vielleicht dieser Unterhaltungsschnipsel:

Direktor: Neulich konnten zwei unserer Schüler einen Tag lang einem Fashion-Shooting mit Starfotograf Peter Lindbergh beiwohnen. Es ist unglaublich, was wir den Schülern bieten. Gerade mit Hilfe unserer aussergewöhnlichen Alumni.

Ich: Peter Lindbergh war in Beau Soleil?

Direktor: Nein, sein Sohn. Aber Peter Lindbergh fühlt sich der Schule deshalb sehr verbunden, und wir sind sehr dankbar für seine Unterstützung.

Ich: Was macht Peter Lindberghs Sohn heute?

Direktor (*Lacht*): Nichts, das so interessant wäre wie das, was Peter Lindbergh macht. ○

# Nationalrat **ROGER KÖPPEL**

## Schweiz – EU: Wie weiter?

**Montag, 27. August 2018, 20.00 Uhr**

Hotel City West, Kongresssaal, Chur

Begrüssung: Nationalrat Heinz Brand

**Alle sind herzlich willkommen!**





Weniger Aufregung und weniger Moralisieren wären angesagt.

## Essay der Woche

# Un Bernois de moins, cela ne fait pas un Vaudois de plus

Von Wolf Linder — Besteht unsere Fussball-Nationalmannschaft aus Papierschweizern? Diese Unterstellung ist unfair. Die Kontroverse um die Doppelbürger zeigt, wie dringend wir eine politische Bildung benötigen, die nicht nur den Kopf anspricht, sondern auch das Herz.

Um es vorwegzunehmen: Für mich ist Xherdan Shaqiri ein hundertprozentiger Schweizer, trotz Doppeladler. Er hat für die Schweiz gespielt, nicht für den Kosovo. Mit dieser Wahl hat er einen Tatbeweis geleistet, und das genügt. Basta.

Eine alte Anekdote fällt mir ein: Ein Berner Bauer wandert ins Waadtland aus und hat dort Erfolg. Nach zwanzig Jahren bewirbt er sich um das Bürgerrecht seines Dorfes und bekommt es. Überglücklich lädt er seine Stammtischrunde zu einem Glas Weisswein ein und verkündet: «Que je suis heureux d'être Vaudois.» Brummt einer aus der Runde: «Un Bernois de moins, cela ne fait pas un Vaudois de plus.»

Charmant erzählt, bringt uns die Pointe zum Lachen. Sie verrät etwas, was wir uns ungern eingestehen: Wer einwandert, wird nie ganz als Angehöriger seiner neuen Heimat wahrgenommen; das gelingt allenfalls ihren Secondos und Secondas.

### Mitentscheidung ohne Mitverantwortung

Und da sind wir mittendrin in den Geschichten von den WM-Fussballern, die immer noch für Schlagzeilen sorgen: Wie viel Schweiz ist drin in einer Nationalmannschaft, in der mehr Zugewanderte und Schweizer Söldner ausländischer Klubs als echte Einheimische spielen? Für wen schlägt das Herz von Shaqiri, wenn er

den Doppeladler zeigt? Und ist Mesut Özil noch ein richtiger Deutscher für sein Team, wenn er auf einem Foto zusammen mit Recep Erdogan posiert?

Die Fragen wühlen Emotionen auf, und die Antworten der Berufssportler und Verbandsfunktionäre waren nicht allesamt klug. Den Ball gut getroffen aber hat Özil mit seiner Bemerkung: «Schiess ich Tore, bin ich Deutscher, wenn nicht, bin ich Türke.» Er hält uns damit einen Spiegel vor: Mit der vaterländischen Loyalität gehen wir ziemlich gedankenlos und opportunistisch um. Weniger Aufregung und weniger Moralisieren also wären angesagt.

Wie viel Schweiz steckt in der Nationalmannschaft? Die Gegenfrage sei erlaubt: Wie viel Schweiz steckt in Schokolade oder in Uhren «Swiss made»? Und wie viel in der Swiss oder in der Credit Suisse, die ganz oder teilweise in ausländischer Hand sind? Niemand mag sich darüber aufregen, ob es viel ist oder blosses Etikett, solange es beiden Seiten nützt. Özil brachte es auf den Punkt.

Immerhin haben uns Shaqiri und Co. auf wichtigere Fragen jenseits des Sports gebracht. Diskussionen um die Doppelbürgerschaft beschäftigen das Parlament zwar regelmässig, haben aber in der Öffentlichkeit bisher keine grossen Wellen geschlagen. Heute besitzt beinahe eine Million Schweizer mehrere

Pässe, zumeist mit Schweizern verheiratete Ausländer sowie deren Nachfolger, ihre Kinder. Doppelbürgerschaft wird als gutes Recht betrachtet, aber sie schafft auch Probleme. Diplomaten mit Doppelpass werden nicht in jene Länder geschickt, in denen sie eine weitere Staatsbürgerschaft ausweisen.

Das belegt, dass die Gesinnungsfrage unbedingter Loyalität zwar zumeist belanglos ist, auch nie zweifelsfrei beantwortet werden kann – und in bestimmten Fällen dennoch

### Stossend ist, dass Doppelbürger in zwei Ländern wählen und abstimmen dürfen.

relevant wird. Doppelbürger profitieren von einem Privileg, das «einfache» Bürgerinnen nicht haben: Es ist ihnen erlaubt, die Vorteile mehrerer Rechtsordnungen zu nutzen und Pflichten wie Militärdienst oder Steuern dort zu leisten, wo es weniger drückt. Stossend ist, dass Doppelbürger in zwei Ländern wählen und abstimmen dürfen, auch wenn sie nur in einem Land Steuern bezahlen: Mitentscheidung ohne Mitverantwortung. Die Devise «No taxation without representation», mit der die Siedler Neuenglands die Unabhängigkeit von der britischen Krone erkämpften, wird in ihr Gegenteil verkehrt. Das alles



gilt als liberal. Aber lässt es sich auch rechtfertigen?

Vielen Eingebürgerten und Secondos geht es heute ähnlich wie seinerzeit dem Berner Bauern, denn sie werden am Stammtisch nicht selten als *Papierlischwitzer* tituliert. Gibt es gute Gründe dafür?

Zugegeben: Von Eingebürgerten, die den Schweizer Pass durch Heirat erhalten, finden sich solche, die sich mit keinem Satz in einer unserer Landessprachen ausdrücken können. Jeder kennt neben den vielen «Eingeschweizerten» auch Eingebürgerte und Secondos, die von unserer Eigenart und Kultur wenig halten. Und dann gibt es noch solche, die von unserem politischen System kaum eine Ahnung haben, oder jene, die Sozialhilfe beziehen, aber nicht wissen, dass das Geld dafür nicht vom Himmel fällt, sondern von jenen stammt, die arbeiten.

Spätestens hier allerdings wird die Unterscheidung in «echte Schweizer» und *Papierlischwitzer* fragwürdig. Denn es gibt auch «echte Schweizer», die ihre Rechte gegenüber dem Sozialstaat geltend machen und sich darum füttern, dass «ihr» Geld zuerst von anderen verdient werden muss. Und viele Schweizer dürften vom politischen System ebenso wenig Ahnung haben wie ein Teil der Eingewanderten und Secondos. So betrachtet, gäbe es *Papierlischwitzer* en masse.

Das Unwissen hat viele Gründe. Einer von ihnen ist, dass Secondos genauso wie Stammbaumschweizer zu Hause nichts von Politik erfahren. Und dass beide in der Schule wenig mitbekommen von dem, was gestern die «Staatsbürgerkunde» war und heute «politische Bildung» heisst. Die alte Staatsbürgerkunde wurde ja längst aus den Lehrplänen der Oberstufen entsorgt, und in den meisten

Kantonen der Deutschschweiz gibt es kein Obligatorium für politische Bildung – das überlässt man lieber dem Goodwill engagierter Lehrkräfte.

Das ist ein ernstzunehmendes Versäumnis, und dahinter steht eine ziemlich halsbrecherische

### Auch die Schweiz hat ein kulturelles Erbe, auf das wir stolz sein können.

sche Ansicht: Wer als Schweizer oder Schweizerin geboren wurde, hat offensichtlich Demokratie-Gene geerbt. Es braucht daher auch keine Unterstützung bei der Fähigkeit zur demokratischen Teilnahme oder ein vertieftes Wissen über unsere politischen Institutionen. Das aber ist Stammbaum-Bürgerrecht, schlimmer noch, tribalistischer Nationalismus.

### Höhere Anforderungen an die Bürger

Dem ist entgegenzuwirken, wie es etwa der «Campus für Demokratie» tut. Diese Gründung der Neuen Helvetischen Gesellschaft will als privates Netzwerk die politische Bildung schweizweit fördern. Aber auch die kantonalen Erziehungsbehörden sind gefordert. Eine politische Bildung, bei der es nicht nur um Kompetenzen, sondern auch um institutionelles Wissen geht, müsste in der Schweiz ein besonderes Gewicht haben und prominente Beachtung verdienen. Vertraut man vergleichenden Umfragen, so sind Schweizerinnen und Schweizer weder demokratiebewusster noch besser beschlagen in Fragen der Politik als Bürgerinnen und Bürger anderer Länder. Kein gutes Zeichen, denn die Teilnahme an der halbdirekten Demokratie stellt höhere Anforderungen an ihre Bürger-

schaft als die blosse Wahldemokratie: Wer abstimmt, sollte schon ein wenig Ahnung von den Sachgeschäften haben.

Mit einer politischen Bildung wird man zwar nicht erreichen können, dass die Jungen künftig sehr viel häufiger an die Urne gehen, und noch weniger, dass alle zu demokratischen Musterschülern werden. Erfolgreiche politische Bildung setzt zudem voraus, dass sie nicht nur den Kopf anspricht, sondern auch das Herz. So wie ich es jüngst in Italien bei jenen Dutzenden von Schulklassen mit roten, gelben, grünen und weissen Mützen beobachten konnte: Sie wurden in Scharen in die Museen, Kirchen und Baudenkmäler ihrer Städte geführt, folgten kichernd, aber neugierig den Geschichten ihrer Lehrerinnen und machten dabei Bekanntschaft mit einem kulturellen Erbe, das es nur in Italien gibt. Sie fühlten sich zugehörig und waren sogar etwas stolz dabei.

Auch die Schweiz hat ein kulturelles Erbe, auf das wir stolz sein können. Und Mitte des 19. Jahrhunderts soll das Zürcher Parlament die Professoren der juristischen Fakultät dazu aufgefordert haben, die demokratischen Institutionen «mit Liebe» zu behandeln. Beides zu pflegen, bietet ein Gegengift zum tribalistischen Nationalismus. Es kann die Grundlage sein für einen selbstbewussten Verfassungspatriotismus, der die Institutionen kennt und das kulturelle Erbe samt dessen Eigenheit mitträgt. Ein solcher braucht keine Unterscheidung zwischen Schweizern und *Papierlischwitzern*.

**Wolf Linder** ist emeritierter Professor für Politikwissenschaften an der Universität Bern. Von 1974 bis 1982 sass er für die SP im Thurgauer Parlament.

# Engelchen will Pornos drehen

Von *Claudia Schumacher* — Auf Tagesanzeiger.ch suchen Alleinerziehende und Akademikerinnen heisse Erotik-Dates, und auf zomin.ch wollen deutsche Frauen Sex mit Schweizer Männern. Ist das denn wahr?

Mein Name ist angeblich Reto, ich bin 47 Jahre alt und habe mich auf dem mutmasslichen Dating-Portal The Casual Lounge angemeldet, für das Tamedia auf seinen Online-Kanälen Werbebeiträge schaltet, die wie journalistische Artikel aufgemacht sind. Was ich auf dem Erotik-Portal suche?

Nur das, was mir auf zomin.ch und Tagesanzeiger.ch versprochen wird. Etwa diese «Frauen», die «mehr One-Night-Stands» wollen «und sich den Sex einfach holen». Ich würde aber auch die «reiferen Frauen» aus dem Angebot nehmen, denn «gestandene Damen» stehen den «nachfolgenden Generationen in Sachen Sex-Hunger in nichts nach». Ebenso vielversprechend sind diese «Karrierefrauen», die «Managerinnen und Akademikerinnen»: Sie sind zur «Mehrheit kinderlos» und suchen nach «unkonventionellen Beziehungen» und «Erotik» – das will mir zumindest Tagesanzeiger.ch verklickern.

Die Werbeform nennt sich Commercial Publishing und ist eine gängige Überlebensstrategie der Verlagshäuser im Online-Zeitalter. Dabei lassen sich Zeitungen von Unternehmen für Werbeinhalte bezahlen, die wie journalistische Beiträge daher kommen. Die zwei Unterarten des Commercial Publishing sind das sogenannte Native Advertising und der Branded Content. Beim Native Advertising wird der Beitrag auf Verlagsseite gemacht, beim Branded Content schickt das Unternehmen eine fertige Werbung.

## Verwechslung beabsichtigt

Der Gedanke dahinter: In einer Zeit, in der viele Leser mit einem Ad-Blocker durchs Internet surfen und so Werbung verhindern, muss diese ihnen eben hinterrücks aufs Brot geschmiert werden. Die Unternehmen wollen, dass ihre Werbebeiträge wie Journalismus wirken. Die Verlagshäuser wollen aber gerne weiterhin so tun, als sei ihr Journalismus unabhängig. Die kommerzielle Schnittmenge dieser unvereinbaren Wünsche ist die Kennzeichnung: Irgendwo steht beim Commercial Publishing «Paid Post» oder «Sponsored». Die kommerziellen Beiträge ste-

«Fast immer Lust»: Sexwerbung in redaktionellem Kleid.

«Hauptsache, du hast Charisma»: Annonce auf zomin.ch.

hen dann aber Seite an Seite mit den journalistischen, wodurch sie leichter miteinander zu verwechseln sind als zu jener Zeit, da Erotikkunden mit den Anzeigenseiten vorliebnehmen mussten.

Tamedias auffälligster Commercial-Publishing-Kunde ist The Casual Lounge, ein Unternehmen mit Firmensitz in Deutschland, das sich als «das Schweizer Casual-Dating-Portal» ausgibt. Der Erotikvermittler schaltet seinen Branded Content nicht nur auf den Tamedia-Seiten. Auch Ringier schaltet die Schmuddelwerbung. Es ist nur so, dass Ringier stärker mit Boulevardjournalismus assoziiert wird und Tamedia eher für Qualitätsjournalismus steht, weshalb die Sexwerbung auf den Tamedia-Portalen in besonderem Masse irritiert.

Etwa der Beitrag über «deutsche Frauen», die «Sex mit Schweizer Männern» wollen und sich diesen online organisieren, «aus Angst, sich in der Bar aufgrund ihrer Sprache eine Abfuhr zu holen». Überhaupt bleibt keine denkbare Frauengruppe ungenutzt: «Studentinnen» und «Alleinerziehende» sind ebenso notgeil wie die «Frauen mit Trennungsschmerz». «Männerträume werden wahr», und sie sind niemals zu kühn: Sogar «Promis suchen anonym Sex im Internet».

Hinzu kommt, dass The Casual Lounge in seinen Werbebeiträgen andere Dating-Vermittler offensiv angeht: «Schweizer sind in Sachen Sex offener als ihr Ruf. Und sie gehen professioneller an die Sache heran. Deshalb hat Tinder hierzulande wohl bald ausgedient.»

## Frauen zahlen nicht für Sex

Die Werbungen richten sich an Männer. Versprochen wird ihnen, dass sie mit einem Bezahlaccount auf The Casual Lounge Frauen finden, die sich ebenfalls einen Bezahlaccount eingerichtet haben, weil sie Männer für sogenanntes Casual Dating – also für Sex – treffen wollen.

Nur: Frauen, insbesondere attraktive Frauen, die bereit sind, für Sex zu zahlen, kennt man aus dem echten Leben eigentlich nicht wirklich. Es mag

eine uralte, sexistische Ungerechtigkeit des Lebens sein, aber so ist das: Im Prinzip ist jede Frau attraktiv genug für Gratis-Sex. Frauen zahlen auf Portalen wie Parship oder Elitepartner, um einen seriösen Partner zu finden. Aber



Millionenumsatz mit Commercial Publishing: Tamedia-Verlagshaus in Zürich.

sie bezahlen nicht einfach irgendwelche Männer mit Samenstau auf Online-Portalen für Sex. Oder etwa doch?

Um einen näheren Eindruck von The Casual Lounge zu erhalten, richte ich mir ein Fake-Profil ein. Beim Anmelden muss ich meine Nationalität nicht angeben – und so frage ich mich, woher The Casual Lounge wissen will, wie viele «Schweizer Karrierefrauen» oder «deutsche Frauen» auf der Jagd nach Schweizer

### Tamedia steht eher für Qualitätsjournalismus, hier irritiert Sexwerbung besonders.

Männern zu seinen Nutzerinnen zählen. Schreiben die Nutzerinnen den Betreibern etwa initiativ Mails, in denen sie ihre Nationalität mitteilen? Sehr rätselhaft.

Ich bin auf The Casual Lounge jedenfalls der Reto, 47. Von mir gibt's kein Foto, keine Angaben – und trotzdem bekomme ich innerhalb kürzester Zeit Nachrichten von mehreren schönen Frauen. Fast alle sind sie zwischen zwanzig und Ende dreissig. Da wäre etwa «vagina19» aus Glarus, die mir statt ihres Gesichts ihren prächtigen Hintern als Profilfoto entgegenstreckt. Sie steht auf Analsex, Fesselspiele und will Reto auch Blowjobs geben. Über sich

selbst schreibt sie: «Wie soll ich sagen, ich brauche einfach mehr Sex als viele andere... ich habe wirklich fast immer Lust und bin daher auf diesem Portal.»

Sehr niedlich ist auch die rothaarige Joasia, 25, die über sich sagt: «Es muss nicht immer der hübscheste sein... Hauptsache, du hast Charisma.» Trotz ihres zarten Gesichts mag sie Grupensex. Und «Engelchen», 35, will einen Mann, der «private Sexfilme» mit ihr dreht.

Hilfe, die Frauen jagen meinen Reto regelrecht! Nur gibt's ein Problem: Reto kann ihre privaten Nachrichten an ihn nicht lesen. Dafür müsste er jetzt seine Kreditkarte zücken – «In nur 30 Sekunden zu Ihrer VIP-Mitgliedschaft!». Als «meistgekauft» wird Reto das VIP-Abo auf sechs Monate empfohlen, für Fr. 79,95. Weil die Frauen es kaum abwarten können, bis der gesichtslose, 47-jährige Reto, zu dem es keinerlei weitere Angaben gibt, endlich die Kreditkarte zückt, schreiben ihm ein paar gleich noch mal.

Dazu fällt mir der Skandal ums angebliche Affären-Portal Ashley Madison ein: Als Hacker im Jahr 2015 Nutzerdaten veröffentlichten, kam heraus, dass mindestens 95 Prozent der Frauenprofile erfunden waren.

Wer sich die Mühe macht, die Allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) von The Casual Lounge zu lesen, merkt auch, dass diese Assoziation wohl tatsächlich nahelegt: «5. Mitglie-

derstruktur/Animateure: Dem Nutzer/Mitglied ist auch bekannt, dass The Casual Lounge sogenannte Animateure einsetzt, um Nutzer/Mitglieder zur interaktiven Kommunikation zu motivieren.» Dabei handele es sich um «reale Personen». Allerdings könnten Nutzer die «eingesetzten Animateure nicht im realen Leben treffen». Ich konfrontiere The Casual Lounge mit einigen Fragen. Unter anderem zu ihren Nutzerzahlen: wie viele der Frauenprofile echt sind, was es genau mit diesen «Animateuren» auf sich hat oder wie sie gewährleisten, dass auf ihrem Portal keine verdeckte Prostitution betrieben wird. Doch das Unternehmen schweigt sich zu allen Fragen aus.

«Commercial Publishing findet in einem Spannungsfeld statt, das ist uns bewusst», sagt Christian Lüscher, 36, Leiter des Commercial-Publishing-Teams von Tamedia. Allerdings möchte er seine Aussagen als allgemein verstanden wissen und bittet darum, ihn nicht zu stark mit Sexwerbung in Verbindung zu bringen. Im Autorisierungsprozess seiner Zitate heisst es dann sogar, dass er seine Zitate zurückziehe, wenn einzelne Aussagen nur im Zusammenhang mit Erotikkunden verwendet würden.

«Wenn es um die Auszeichnung der Beiträge und Trennung von redaktionellen und kommerziellen Beiträgen geht, sind wir Muster-schüler», sagt Lüscher also, allgemein gesprochen. «Wir legen Wert darauf, dass unsere Inhalte für den Leser transparent sind.» Und er behauptet: «Wir setzen Inhalte um, die für die Redaktionen unproblematisch sind.» Bei der Auswahl der Unternehmen, für die Lüscher und sein Team Commercial Publishing betreiben, sei von zentraler Bedeutung, dass «die Glaubwürdigkeit von Tamedia nicht verletzt wird». Als Beispiele nennt er hier Kunden aus dem Food-Bereich oder Bundesämter. Wer will denn auch über diesen Schmuttelkram reden, der einem auf jeder Zeitungs-Website von Tamedia regelrecht ins Auge springt.

### Wachsende Bedeutung

Wie viel Umsatz generiert Native Advertising? «Commercial Publishing ist für Tamedia wichtig geworden» – mehr möchte Lüscher nicht verraten. Zumindest nicht in der autorisierten Fassung des Interviews. Am Telefon erzählte er noch etwas von mehreren Millionen Umsatz pro Jahr und davon, dass Commercial Publishing für Tamedia unverzichtbar geworden sei. Dessen Bedeutung zeigt sich auch daran, dass die Abteilung beständig wächst. Als Lüscher 2016 auf den Posten kam, musste er sich erst ein Team zusammenstellen, die Mitarbeiter sind aus der Werbung oder aus dem Journalismus rekrutiert worden. Mittlerweile ist das Team um die zwanzig Personen stark.

Tja. Steht noch zu hoffen, dass die anderen Retos im Zeitalter des Commercial Publishing nicht so leicht bei den Eiern zu kriegen sind wie der, den ich erfunden habe. ○

## Schweizer Raketenmann im Silicon Valley

Von Florian Schwab und Marc Olivier Le Blanc (Bild) — Von Beruf ist er Programmierer und in seiner Freizeit baut er Raketen: Der Bündner Peter Thoeny wohnt seit zwanzig Jahren in San José, Kalifornien. Er hat eine weltweit führende Software erfunden, doch unternehmerisch hatte er trotzdem nur wenig Glück.



«Man lebt nur, wenn man ständig lernt»: Softwareentwickler Thoeny.

Seine drei Visitenkarten übergibt er nach japanischer Sitte: mit beiden Händen und einer angelegten Verbeugung. Von den mehreren tausend Schweizern, die sich im Silicon Valley tummeln, ist Peter Thoeny einer der Interessantesten. Geboren in einem kleinen Dörflein ob Schiers im Prättigau, berufliche Stationen als Softwareentwickler in Japan, seit zwanzig Jahren in Kalifornien. Hobby: Raketen-schiessen. Und der Mann hat eine der weltweit meistgenutzten Softwares für die firmeninterne Kommunikation programmiert.

Die Interviewanfrage beantwortet Thoeny mit dem Vorschlag, das Gespräch doch im Anschluss an eine gemeinsame Meditation im japanischen Garten von Saratoga an einem Samstagmorgen zu führen. Aus terminlichen Gründen klappt das nicht. Stattdessen treffen wir den Programmierer in seiner natürlichen Arbeitsumgebung, in der Cafeteria des amerikanischen Chipherstellers Broadcom in San José. Hier steht er zurzeit als Freelancer unter Vertrag. Der Schweizer hilft Internetfirmen dabei, ihre Softwareprobleme zu lösen. Bei Broadcom lautet sein Auftrag, ein System zur Planung von Personalressourcen zu modernisieren: Die alten Excel-Tabellen werden durch eine Internetanwendung ersetzt. «Jeder Angestellte erfasst seine Daten online, und das Management kann jederzeit Analysen durchführen und Prozesse verbessern», erklärt Thoeny.

#### 4000 Dollar Miete

Es sind solche temporären Engagements (Gigs), mit denen der zweifache Familienvater sich und seine Familie über Wasser hält. Man ahnt, dass dies alles andere als einfach ist. «Die Häuserpreise hier sind gewaltig», sagt Thoeny. Die Familie bewohnt ein typisches kalifornisches Einfamilienhaus in San José, am südwestlichen Ende des Silicon Valley. Seit Jahren wird die Stadt zum teuersten Pflaster der USA erklärt. Kostspieliger als New York City. Das heisst: Ein mittelgrosses Einfamilienhaus von 180 Quadratmetern wird für über zwei Millionen Dollar feilgeboten. Wenn man, wie die Thoeny-Familie, zur Miete wohnt, werden 4000 Dollar im Monat fällig, mehr als doppelt so viel wie vor zwanzig Jahren.

Als hochqualifizierter *contractor* von Technologiefirmen kommt Peter Thoeny trotz der hohen Kosten über die Runden. Unbehagen bereitet ihm die Entwicklung trotzdem. «Für Leute in einfacheren Berufen und sogar für Lehrer liegt ein Wohnsitz im Silicon Valley ausserhalb jeglicher Reichweite.» Das Dienstpersonal, welches die Kinder der Technologie-Elite unterrichtet oder den Kaffee kocht, nimmt täglich mehrstündige Anfahrtswege in Kauf.

In seinem Äusseren verweigert sich unser Gesprächspartner betont den modernen Zwängen des sportlichen Chics. Das ergraute Haar ist zu einem langen Rossschwanz zusammengebunden, die Kleidung salopp, auf den

Zähnen spiegelt sich reichlicher Kaffeegenuss.

Peter Thoeny kam im Frühjahr 1998 ins Silicon Valley, als Google noch ein Fremdwort und auch Facebook noch nicht geboren war. Die Programmiersprachen haben sich rasant weiterentwickelt. Wäre Thoeny auf dem Niveau seines ETH-Abschlusses von 1985 stehen geblieben, er wäre heute arbeitslos. Stattdessen hat er sich mit der Leichtigkeit eines Genies immer wieder die neusten Techniken angeeignet. «Man lebt nur, wenn man ständig lernt. Sonst stirbt man geistig.»

In den siebziger Jahren, an der Mittelschule in Chur, kam Peter Thoeny zum ersten Mal in Berührung mit einem Computer. Der Mathematiklehrer erkannte sein Talent und liess ihm freien Lauf. «Er hatte manchmal Mühe, meine Berechnungen nachzuvollziehen», sagt Peter Thoeny halb amüsiert.

Nach dem Studium an der ETH folgten ein paar erste Jobs in den USA und in der Schweiz. Bald ging Thoeny nach Tokio, um in der Softwareabteilung des japanischen Automobil-

---

### Er hat sich mit der Leichtigkeit eines Genies immer wieder die neusten Techniken angeeignet.

---

zulieferers Denso («die japanische Bosch») mitzuwirken. Nach acht Jahren, damals erwartete seine Frau das erste Kind, sah sich Peter Thoeny nach einer Beschäftigung in den USA um.

Für den österreichischen Anbieter einer Software-Entwicklungsumgebung für Betriebssysteme sollte er im Silicon Valley ein Forschungsbüro aufbauen. Doch bevor er diese Stelle antreten konnte, verschoben sich die Prioritäten der Firma. Thoeny wurde mit der Aufgabe abgespiesen, das Verkaufsteam in Europa von Kalifornien aus zu unterstützen. «Technologisch war ich dabei unterfordert», erinnert er sich. Gleichzeitig habe er aufgrund der grossen zeitlichen und räumlichen Distanz nach Wegen gesucht, um firmeninternes Wissen einfacher auszutauschen.

Dabei hatte Thoeny seinen bislang genialsten Einfall: Warum nicht eine Softwareplattform für die firmeninterne Kommunikation programmieren? Dabei liess sich Thoeny von der damals neuen Idee sogenannter Wikis inspirieren, deren bekannteste Anwendung drei Jahre später die Internetenzyklopädie Wikipedia wurde. Sein Produkt nannte er TWiki und stellte es frei zugänglich für jedermann ins Internet (Open Source). Bald nutzten Firmen wie Alcatel und Sun Microsystems Thoenys System. Heute ist es bei zehntausenden Firmen im Einsatz, so etwa beim Cern in Genf. Auch die Investmentbank Morgan Stanley stellt den internen Wissenstransfer über TWiki sicher. «Sie haben 30 000 tägliche Nutzer und über 1,5 Millionen Seiten.»

Versuche, das erfolgreiche Produkt zu kommerzialisieren, scheiterten allerdings. Thoeny machte sich eine Weile lang mit TWiki selbstständig, doch die Bewegung für kostenlose Software revoltierte. Ein Mischsystem aus kostenlosem Angebot für kleinere Unternehmen und bezahltem Angebot für Grosskunden scheiterte an langen Entscheidungswegen bei den Grossfirmen. «Wir hatten zu wenig finanzielles Polster, um zwei Jahre auf positive Entscheidungen zu warten», so Thoeny.

#### Neues Glück in Zug

Getreu der Mentalität in Kalifornien, wonach der Mensch an seinen Misserfolgen wächst, will es Peter Thoeny jetzt nochmals wissen. Letztes Jahr hat er das Zuger Start-up Liquineq mitgegründet, dessen Technologiechef er ist. Die Firma möchte die Funktionsweise von Kryptowährungen wie Bitcoin und Ethereum, die sogenannte Blockchain, für Banken nutzbar machen. Thoeny erklärt: Das Bitcoin-Netzwerk habe nur eine Kapazität von drei Transaktionen pro Sekunde, das Netzwerk der Kreditkartenfirma Visa könne aber 50 000 Transaktionen pro Sekunde abwickeln. «Die Frage ist nun: Wie machen wir eine Blockchain, die ebenso effizient ist wie das Visa-Netzwerk?» Liquineq habe darauf eine Antwort gefunden. Bereits sei man im Besitz aller notwendigen Genehmigungen und könne potenziellen Kunden eine «realistische Demo» vorführen. «Die Firma hat ein riesiges Potenzial, aber wie bei jedem Start-up gibt es keine Erfolgsgarantie.»

Auch in seiner Freizeit zieht es Peter Thoeny hoch hinaus. Sein wichtigstes Hobby, neben der Fotografie, ist das Raketenbauen. Genauer gesagt: flugfähige Modellraketen. In dieser Disziplin hat er bereits etliche Erfolge gefeiert. Nach ersten Gehversuchen in Kalifornien, wo der Abschuss von Raketen in den Luftraum über eine bestimmte Höhe hinaus für Privatleute untersagt ist, feuerte Thoeny gemeinsam mit seinem Sohn vor zwei Jahren in der Wüste von Black Rock, Nevada, eine sechs Meter lange Rakete ab. In der Spitze erreichte diese dreifache Schallgeschwindigkeit und war damit «schneller als eine Gewehrkartridgkugel».

Je grösser die Rakete und je höher man sie in den Himmel schießt, desto schwieriger sind die physikalischen Probleme zu lösen: Wie stellt man sicher, dass alle Bauteile der enormen Beschleunigung und Hitzeentwicklung standhalten? Wie hält man die Flugbahn stabil und sorgt im richtigen Moment für die Explosion der Schwarzpulverladung, welche die Rakete teilt und den Fallschirm auslöst? Das sei schon «eine technologische Challenge», sagt Peter Thoeny, die englischen Einschübe mit Bündner Akzent einfärbend.

Jetzt muss er weiter. In der Nacht hilft er Morgan Stanley dabei, eine neue Version seines Open Source TWiki online zu stellen. ○



*Fünfzigmal mehr Schwefel:* Kreuzfahrtschiff vor Venedig.

## Natur

# Die Zukunft der Weltmeere

Von James Hamilton-Paterson — Manche Veränderungen lassen sich nicht mehr aufhalten. Die heutige Situation zeigt aber auch: Öffentlicher Druck kann etwas bewirken und zur Verbesserung beitragen. *Weltwoche-Serie über die Ozeane, 6. und letzter Teil*

Wenn der Ton meiner vorausgegangenen fünf Artikel über den Zustand der Weltmeere vorwiegend düster ausgefallen ist, dann deswegen, weil sich das Bevölkerungswachstum und die technischen Möglichkeiten der Menschheit fast nur schädlich auf die Natur, insbesondere auf die Ozeane, ausgewirkt haben. Wie durch Zauberei scheint das Meer durch menschliche Eingriffe weniger offensichtlich betroffen zu sein als die Luft, die wir verschmutzen, die Böden, die wir auslaugen, die Regenwälder, die wir fällen, und die Insekten und Wildtiere, die wir dezimieren – aber das liegt nur daran, dass die Auswirkungen beim Meer weniger sichtbar sind. Ausserdem hat der urbane Mensch das Gefühl, daran sowieso nichts ändern zu können, was verständlich ist angesichts all der familiär und ökonomisch bedingten Ängste, die das heutige Leben bestimmen.

Es ist zu spät, um manche Veränderungen aufzuhalten. Egal, was wir jetzt tun: Die Meerestemperatur und der Meeresspiegel werden steigen, und die Versauerung des Meerwassers wird zunehmen. Das Gleiche gilt für unseren Fischkonsum; und auch wenn heute über die Hälfte der konsumierten Fische aus Zuchten stammt, wird noch die gleiche Menge Wildfische gefangen wie in den achtziger Jahren. Laut dem letzten Bericht der Welternährungsorganisation (FAO) wird die Hälfte der Weltmeere industriell befischt, und zwar im Wesentlichen nicht nachhaltig und oft sogar illegal.

### Hilfe ist unterwegs

Doch endlich ist Hilfe unterwegs: Tag und Nacht werden die Ozeane heute überwacht durch Satelliten, die jedes Fischereifahrzeug identifizieren können. Betrachtet man allerdings die entsprechenden Bilder zum Beispiel

auf [Globalfishingwatch.org](http://Globalfishingwatch.org), versteht man, wie schwierig es ist, eine Industrie zu überwachen mit weltweit 4,6 Millionen Fischereifahrzeugen und 60 Millionen Angestellten. Die Schuldigen aufzudecken, ist nur ein Anfang. Entscheidend ist es, internationale Abkommen zu treffen, damit Boote, die beim illegalen Fischen entdeckt werden, insbesondere in Meeresschutzgebieten wie in der Gegend der Galapagosinseln, beim Versuch, ihren Fang anzulanden, überall auf der Welt beschlagnahmt werden können und man ihre Besitzer mit hohen Geldstrafen belegen oder ihnen die Lizenz zum Fischen entziehen kann.

Das liegt durchaus im Bereich des Möglichen. Vor kurzem ist das mit 50 000 Tonnen grösste Fischfabrikschiff der Welt, die «Damanzaihao», in Peru beschlagnahmt worden wegen Verschmutzung peruanischer Gewässer durch illegales Ablassen von Abwässern und krimineller



Fischerei. Das ehemalige Flaggschiff der China Fishery wurde gebaut, um Makrelen für die Lachszuchtindustrie zu fangen, und hätte Platz für das Doppelte der Makrelenquote der ganzen Welt. Im Jahr 2014 wurde seinen Besitzern die Lizenz entzogen, weil mit der «Damanzaihao» die Makrelenbestände des Südlichen Ozeans, insbesondere um Südamerika herum, geplündert worden waren.

Fischerei in diesem Umfang schadet auch in hohem Mass der Wirtschaft und dem Lebensunterhalt vieler Menschen in Entwicklungsländern, die davon abhängig sind, dass ihre Fischbestände erhalten bleiben. Die peruianische Regierung belegte die Eigentümer der «Damanzaihao» wegen illegalen Fischens mit einer Geldstrafe in Millionenhöhe und hat ihr die Flagge entzogen. Das wird zweifellos den Anwälten zugutekommen, aber mit etwas Glück auch den Makrelenbeständen von Peru und dessen Nachbarländern.

Eine weitere gute Nachricht: Nach einer von Greenpeace angeführten und von 1,7 Millionen Menschen unterstützten Kampagne wird die Krillfischindustrie ab 2020 ihre Tätigkeit in der Antarktis weitgehend aufgeben, wenn dort das grösste Meeresschutzgebiet der Welt verwirklicht wird. Die Krill genannten Kleinkrebse, die reich an Proteinen und Omega-3-Fettsäuren sind, bilden einen lebenswichtigen Teil der Nahrung von Walen, Pinguinen, Seehunden und vielen anderen Meerestieren werden aber immer häufiger gefangen, um damit Zuchtfische zu füttern, jedoch auch für die Verwendung in der Gesundheits- und die Haustiernahrungsindustrie. Diese Entwicklung zeigt unter anderem, dass öffentlicher Druck durchaus etwas bewirken kann und dass bei Umweltproblemen das Prinzip «Aus den Augen, aus dem Sinn» doch nicht immer gelten muss.

### Mehr lukrative Arbeit für Anwälte

In einem früheren Artikel dieser Serie habe ich über die Zunahme von Plastikrückständen in den Ozeanen geschrieben. Auch das ist etwas, was sich zumindest theoretisch ändern lässt. Dass Supermärkte für Plastiktüten Geld verlangen oder sie überhaupt abschaffen, hat bereits Wirkung gezeigt; allerdings wird der Müll, der sich bereits im Wasser befindet, weiterhin Unmengen von Meerestieren und anderen Tieren töten. Es ist immer noch nicht bekannt, ob die Mikroplastikpartikel, die sich mittlerweile überall in der Biosphäre – inklusive der Luft, die wir atmen – finden, langfristig schädlich sein werden.

Doch hilft es keineswegs, dass wir am oberen Ende der Nahrungskette leben: Schwebende Plastikteilchen können gefährliche organische Schadstoffe wie Flammschutzmittel und Pestizide absorbieren. Sind sie klein genug, werden diese Fragmente von kleinen Fischen und Quallen gefressen, die wiederum von grösseren Fischen gefressen werden, und so werden

durch Bioakkumulation PCP und DDT zu ungenannten Bestandteilen von in Gourmetrestaurants aufgetischem Schwertfisch und Blauflossentunfisch-Sushi. Wird heute auf Speisekarten vor möglichen Spuren von Nüssen gewarnt, könnten bald einmal chemische Verbindungen hinzukommen, die, werden sie eingenommen, giftig wirken oder das endokrine System des Essers durcheinanderbringen können. Mit anderen Worten: mehr lukrative Arbeit für Anwälte.

Doch bevor wir unserer Hinterlassenschaft wegen in Panik geraten oder uns Vorwürfe machen, sollten wir uns vor Augen halten, dass alle Lebewesen ebenso wie geophysische Ereignisse in ihrer Umwelt Spuren hinterlassen, die in fossilen Funden oft deutlich zu erkennen sind. Vulkane pusten genauso wie Kohlekraftwerke Methylquecksilberverbindungen in die Atmosphäre. Aus Rissen im Meeresgrund sickert ständig Öl ins Meer.

Was «eine Spur hinterlassen» und was «verschmutzen» heisst, lässt sich nicht immer leicht unterscheiden, auch wenn «verschmutzen» in der Regel «schädigen» bedeutet. Aber wie deuten wir die Tatsache, dass man in den Verdauungsorganen von garnelenartigen Amphipoden, die im Jahr 2007 im Kermadec-Graben in einer Tiefe von elf Kilometern entdeckt

---

### Was «eine Spur hinterlassen» und was «verschmutzen» heisst, lässt sich nicht immer leicht unterscheiden.

---

wurden, Kuh-DNS fand? Wissenschaftler kamen zum Schluss, dass vermutlich ein vorbeifahrendes Schiff seine Kombüseabfälle ins Meer gespült habe und so die Reste eines T-Bone-Steaks auf den Meeresgrund gesunken seien. Gilt das jetzt als Verschmutzung oder nur als Anzeichen dafür, dass sich die verschiedensten Lebewesen diesen Planeten teilen?

Es stimmt schon: Trägt die Sonnencreme eines Schnorchlers dazu bei, dass Korallen sterben (was sehr wahrscheinlich der Fall ist), kann einen das ganz persönlich betreffen. Geht es hingegen um die Verschmutzung der Ozeane durch das Abfliessen von Düngemitteln und Abwässern vom Festland ins Meer, kann ich viel eher so tun, als ginge mich das nichts an. Ich meine: Wofür zum Teufel zahle ich Steuern, wenn nicht dafür, dass meine persönlichen Abwässer effizient entsorgt werden? Die Folgen der Verschmutzung können dramatisch sein. Solche Abwässer beschädigen nicht nur vor der Küste liegende Korallenriffe, sondern führen auch zu «toten» oder sauerstofflosen Zonen im Meer, in denen kein Leben möglich ist. Es gibt bekannte jahreszeitlich bedingte «tote» Zonen in der Ostsee, im Golf von Mexiko und im Schwarzen Meer; aber diese sind nichts im Vergleich zu derjenigen, die vor kurzem im Golf von Oman entdeckt wor-

den ist: Sie ist grösser als Schottland und damit die grösste, die man bisher gefunden hat.

Auch dieses Problem sollte sich mit menschlichem Erfindungsgeist lösen lassen. Ein Grossteil der Abwässer, die den Golf von Mexiko verschmutzen, stammt aus dem Mississippi, der durch das Kerngebiet der reichsten und technisch am höchsten entwickelten Nation der Welt fliesst. Wenn dieses Land seine Abwässer nicht im Griff hat (so denken wir), wieso sollen dann ärmere Nationen dazu fähig sein?

### Fruchtbare Autowracks

Andere Arten von Abfällen hingegen lassen sich durchaus sinnvollerweise ins Meer kippen, wo sie künstliche Riffe bilden. Sie können zu Lebensräumen Tausender verschiedener Meerestiere und Fische werden. Ich habe schon alte Autoreifen, ein kaputtes Landfahrzeug aus dem Zweiten Weltkrieg und Autowracks gesehen, die man vor den Philippinen gezielt versenkte und die zu fruchtbaren Zufluchtsstätten marinen Lebens wurden.

Seit langem bekannt ist auch, dass die Schifffahrt allein mehr als 2 Prozent des Kohlenstoffausstosses produziert, der die Atmosphäre belastet. Das Bunkeröl, das Tanker und Containerschiffe verbrennen, verschmutzt die Umwelt heftig, aber wie die viel leichteren Flugzeugtreibstoffe kommt es in den bestehenden Klimaabkommen gar nicht vor. Laut einem Experten stossen Schiffe pro Tonne Ladung in ihren Abgasen fünfzigmal mehr Schwefel aus als ein Lastwagen. Auch dies lässt sich mit Hilfe von Satellitenbildern feststellen. Daten des von der EU vor kurzem in Umlauf gebrachten Satelliten «Sentinel-5P» sind jedermann zugänglich.

Was Schiffe im Mittelmeer für Stickoxide hinterlassen, lässt sich leicht sehen, da die Schiffe ja durch die Strasse von Gibraltar fahren. Solch üble Umweltverschmutzer sind Ausnahmen, und die Flottenbesitzer haben versprochen, ihre Umweltbilanz bis 2028 zu verbessern. Ihre Entscheidung wurde beschleunigt durch die Entdeckung, dass Kreuzfahrtschiffe nicht nur in den Häfen, in denen sie anlegen, einen giftigen Dunst hinterlassen, sondern auch die eigenen Passagiere vergiften, wenn ihre Abgase über das Deck geblasen werden. Den ahnungslosen Opfern, die sich an Deck sonnen oder in den Schwimmbecken an Bord herumplanschen, dürften länger wirkende körperliche Veränderungen blühen als nur gebräunte Haut. Auch dies wird wohl den glücklichen Anwälten weitere Arbeit bescheren.

Aus alledem folgt, dass öffentlicher Druck bei Umweltfragen tatsächlich etwas bewirken kann. Man muss sich allerdings bemerkbar machen – sei es, weil einen das Gewissen dazu drängt oder im Namen seiner Nachkommen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## Bauernfreie Ahnengalerie

Von Christoph Mörgeli

Unter den vielen Gedanken zum 1. August waren dies die eigenartigsten: Im *Sonntagsblick* beklagte sich Peter von Matt, früher Germanistikprofessor an der Universität Zürich, über die Schweizer Europapolitik. Der «seltsame Hochmut» gegenüber der EU sei unerträglich. Und der Gelehrte sprach von «Arroganz gegenüber Europa». Nun wären Hochmut und Arroganz tatsächlich schlechte Ratgeber – in der Politik wie anderswo.

Doch wie lautet die Begründung des Professor Doktor von Matt? Es sei «eine alte Bauernmentalität, dieses Misstrauen gegen alles Fremde». Er selber sei da ganz anders: «Ich» – so protzt der Geistesheld – «gehöre zu der Minderheit, die auf der Vaterlinie bis ins 18. Jahrhundert keinen Bauern hat.» Peter von Matt attackiert also unseren angeblichen «Hochmut» und die «Arroganz» mit dem Vorwurf, allzu viele hätten statt seiner edlen Abstammung eben Bauern unter ihren Vorfahren. Hochmütiger und arroganter geht's nicht.

Hat Herr von Matt Grund für solchen Standesdünkel? Mitnichten. Sein Nidwaldner Geschlecht benennt sich nach Bauern «von Matte». Und seine bäuerlichen Ahnen vor dem 18. Jahrhundert waren ganz sicher nicht weniger ehrenwert, als jene Vertreter seines Stammbaums, die als Söldnerführer mit europäischen Mächten paktierten und das Blut ihrer bäuerlichen Mitbürger verkauften. Es waren immer unsere Bauern, die den Verlockungen und dem Druck des Auslandes standhielten. Und die der Schweiz damit Freiheit, Selbstbestimmung und Wohlstand erhalten haben. Und es waren die Aristokraten der führenden Geschlechter, die sich in die Dienste fremder Mächte, fremder Interessen und fremder Richter stellten.

Ich jedenfalls bin stolz, dass meine Grosseltern auf väterlicher wie mütterlicher Linie Bauern waren. Auch wenn sie mehr Kinder als Kühe hatten. Als sie etwa im Zweiten Weltkrieg Kartoffeln und Getreide anbauten, haben sie gewiss nicht weniger geleistet, als der Vater des Peter von Matt, der damals in seinem Laden in Stans Bücher verkaufte. Denn Bücher konnte man nicht essen. Und wenn dann der Herr Professor auch noch intakten Wiesen und Landschaften nachtrauert und den Hornussen-Sport verehrt, so hat beides ziemlich viel mit dem von ihm verachteten Bauernstand zu tun. Merken wir uns also die soeben erfundene Bauernregel: «Je gelehrter, studierter einer ist / Umso breiter verzettelt er seinen Mist.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Warten auf Feuersturm Godot

Von Peter Bodenmann — Tsipras sieht verdammt alt aus. Er sah den Feuersturm nicht kommen.



Sind wir wirklich besser vorbereitet?: Brandkatastrophe östlich von Athen.

Die Luft wird wärmer und deshalb dünner. Für die Alten in den nicht einmal sanft klimatisierten Pflegeheimen. Für den achtzig Jahre alten Naziflieger namens Tante Ju. Und für die notorischen Klimaleugner, denen langsam, aber sicher die Argumente ausgehen.

Wir sind mächtig stolz auf die Schweiz. Selbstlob ersetzt Selbstkritik. Obwohl unsere armeenahen Tanten Ju nicht mal über Blackboxes verfügen. Und die Deutschen nach fünfzehn Jahren Moritz Leuenberger plus zehn Jahren Doris Leuthard fünfmal mehr Strom mit Wind und Sonne erzeugen als wir ach so umweltbewussten Schweizerinnen und Schweizer. Gletscherrinne sind Heimat. Unsere Gletscher schmelzen schneller, als alle Prognosen voraussagten. Nächstens sind alle weg. Niemand regt sich auf. Der Hass auf das Fremde und die Fremden ersetzt den Kampf für den Erhalt der Umwelt. Klimaforscher warnen: Noch heissere und noch trockenere Sommer stehen vor der Haustür. Früher oder später werden Feuerstürme auch die Schweiz heimsuchen.

Frage 1 — In Schweden bombardiert die Armee recht erfolgreich Brände. Die explodierenden Bomben rauben den Brandherden im Umkreis von hundert Metern den Sauerstoff. Beherrscht unsere Armee solche Kampfeinsätze? Oder fliegt sie lieber Bundesräte von einer nichtsagenden 1.-August-Rede zur nächsten?

Frage 2 — Tsipras macht in Griechenland eine denkbar schlechte Figur. Er liess sich von Merkel und Schäuble vorführen. Jetzt ist der Lack definitiv ab. Obwohl Griechenland überall spart, nur nicht bei der Armee, waren Polizei, Zivilschutz, Feuerwehren und Armee überfordert. Die Feuerwalze war schneller. Wie sieht das in der Schweiz aus? Sind wir wirklich besser vorbereitet?

Frage 3 — Entlang des Vaters Rhein müssen Atom- und Kohlekraftwerke ihre Leistungen zurückfahren. Die Strompreise steigen. Wer hat was vorbereitet, wenn es zu einem Stromengpass kommt?

Frage 4 — Die rapide wegschmelzenden Gletscher hinterlassen Gletscherseen. Die Flanken der sterbenden Gletscher beginnen sich zu bewegen und werden in die Seen rutschen. Überschwemmungen eines neuen Typs drohen. Welche Projekte hat der Bund angeschoben?

Wir könnten locker ein Vielfaches in den ökologischen Umbau der Schweiz investieren. Denn die Nationalbank sitzt auf einem Staatschatz von 800 Milliarden. Sie investiert lieber in Facebook-Aktien.

Für den Klimaforscher Christian Pfister lernt der Mensch nur dank Katastrophen. Müssen wir auf den Feuersturm Godot warten, bevor Bern erwacht?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Immer mehr, immer mehr

Von Kurt W. Zimmermann — Für Journalisten besteht die Welt aus einer ständigen Spirale der Eskalation.

**B**eginnen wir mit einer These: Immer mehr Journalisten schreiben immer mehr erheiternden Blödsinn.

Die These fiel mir ein, als ich letzte Woche den *Tages-Anzeiger* las. Unter dem Titel «Amerikas neue Krankheit» las ich dort: «Immer mehr Menschen müssen in Therapie, weil sie unter politischem Stress leiden.» In den USA, so alarmierte das Blatt, verbreite sich die «kollektive Angst vor dem Ende der Welt» rasend schnell unter der Bevölkerung. Natürlich ist die Ursache der Massenepidemie Donald Trump.

Immer mehr müssen in Therapie. Immer mehr. Unter all den Worthülsen im Journalismus ist die Worthülse des «immer mehr» die beliebteste. Sie erfüllt die wichtigste Anforderung der Medien. Durch sie lässt sich ein neuer Trend beschreiben, ohne dass es für diesen eines präzisen Belegs bedarf.

Bevor wir dies etwas ausführen, ein paar Beispiele. Sie stammen alle von letzter Woche. Allein vergangene Woche konnte man achthundert Artikel lesen, in denen ein neues Massenphänomen beschrieben wurde. Immer stand in den achthundert Beiträgen die Hülse «immer mehr».

«Die Aare wird für immer mehr Gummiböötler zum Freizeitparadies.» (*Berner Zeitung*)

«Immer mehr Paare wählen für die Trauung Orte ausserhalb der Kirche.» (*Aargauer Zeitung*)

«Immer mehr Frauen lassen sich ihre Geschlechtsteile verkleinern.» (*Tages-Anzeiger*)

«Immer mehr Rentiere suchen Schutz vor der Hitze.» (*NZZ am Sonntag*)

«Immer mehr Lastwagen werden von ausländischen Chauffeuren gefahren.» (*Der Bund*)

«In die Schweiz werden immer mehr Bienen importiert.» (Radio SRF)

Immer mehr, immer mehr. Immer mehr *Böötler*, immer mehr Bienen, immer mehr Schönheits-OPs, immer mehr Rentiere, immer mehr Paare. Warum dieser permanente Hang zur Eskalation?

Journalisten verstehen sich als eine Art Radioskopen der Gesellschaft. Sie möchten Veränderungen in dieser Gesellschaft möglichst frühzeitig erkennen. Je früher, desto besser. Veränderung ist in der Wahrnehmung der Medien fast immer als Vergrösserung definiert. Veränderung ist Wachstum. Am liebsten ist den Journalisten das Wachstum unerfreulicher Tendenzen. Immer mehr traurige Depressive wegen Trump, immer mehr traurige Rentiere wegen der Klimaerwärmung,



Schon ist ein Trend geboren: auf der Aare.

immer mehr traurige Labia wegen des Schönheitswahns.

Im Vergleich zur Formel «immer mehr» kommt die Formel «immer weniger» in den Medien rund siebenmal weniger häufig vor. «Immer weniger» ist nicht schlagzeilentauglich. «Immer weniger» kann man in den Medien vielfach nur dann als Headline lesen, wenn damit politische Korrektheit sichergestellt wird: «Immer weniger Asylgesuche» war zuletzt das beste Beispiel dafür.

Der grösste Vorteil des Immer-mehr-Journalismus ist seine Schlichtheit. Es braucht keine grosse Recherche und keine Zahlenbasis, um den gefühlten Trend publizistisch festzumachen. Es genügt eine vermutete, geringe statistische Abweichung, und schon ist der Trend geboren.

Wenn zum Beispiel im letzten Jahr kein Schweizer an Tollwut starb, in diesem Jahr aber einer daran stirbt, dann kann man titeln: «Immer mehr Schweizer sterben an Tollwut.» Das ist dann rechnerisch sozusagen erhärtet.

In den letzten Jahren schrieb nie ein Journalist über das Thema des Immer-mehr-Journalismus. Heute ist es so weit. Wir können also folgern: Immer mehr Journalisten schreiben darüber, dass immer mehr Journalisten den Ausdruck «immer mehr» immer mehr verwenden.

# Klare Parteinahme

Von Henryk M. Broder — Die EU setzt lieber auf den Iran als auf die USA.

**E**s wird derzeit viel darüber geredet, dass Europa mit einer Stimme reden müsse, um sich gegen die USA zu behaupten. Hier ein aktuelles Beispiel, wie sich das anhört, eine Meldung des Deutschlandfunks über ein «Gesetz», das die EU beschlossen hat:



*Die Europäische Union setzt den Handelssanktionen der USA gegen den Iran ein «Abwehrgesetz» entgegen. Es tritt morgen [7.8.] in Kraft und soll europäische Wirtschaftsunternehmen schützen, wenn sie die Sanktionen ignorieren. Das haben die EU-Aussenbeauftragte Mogherini sowie die Aussenminister Deutschlands, Frankreichs und Grossbritanniens angekündigt. Sie wollen der Erklärung zufolge ausserdem, dass der Zahlungsverkehr mit dem Iran sowie Gas- und Ölgeschäfte fortgeführt werden können. Das Gesetz basiert auf einer EU-Verordnung von 1996, die aktualisiert wurde. Es ermöglicht Entschädigungszahlungen für europäische Unternehmen, die durch US-Sanktionen an Geschäften gehindert werden. Auch die Bestrafung von Firmen, die sich an die Handelsbeschränkungen halten, ist vorgesehen.*

Nein, ich habe mir das nicht ausgedacht, und Sie haben sich nicht verlesen. Die EU hat den USA den Krieg erklärt, weil die USA Sanktionen gegen den Iran verhängt haben. Die EU will europäische Unternehmen dazu anhalten, die Sanktionen zu ignorieren und ihre Geschäfte mit dem Iran fortzusetzen. Tun sie es, bekommen sie weiter staatliche Bürgschaften, tun sie es nicht, drohen ihnen Strafen. Das ist nicht nur ein Eingriff in die unternehmerische Freiheit, es ist auch eine klare Parteinahme für ein mörderisches Regime, das seine eigene Bevölkerung terrorisiert und terroristische Organisationen in der Region unterstützt.

Nun machen deutsche Exporte in den Iran nur einen Bruchteil der deutschen Exporte in die USA aus. Aber da ist noch viel Luft nach oben. Der deutsche Wirtschaftsminister ist nur Tage nach dem Abschluss des Abkommens mit dem Iran im Juli 2015 nach Teheran gereist, um dort Aufträge für deutsche Firmen zu akquirieren. Die deutsche Wirtschaft holte schon ganz tief Luft. Dann kam Trump, und die Party war vorbei. Oder sie geht erst richtig los, wenn ein deutsches Unternehmen des Landesverrats angeklagt wird, weil es Kaffeefilter in die USA geliefert hat.



Nur der gemeinsame Erfolg zählt: Sprinter Mancini (l.) und Schenkel beim 4-mal-100-Meter-Schweizerrekord an der EM in Zürich, 2014.

## Hetzjagd auf einen Läufer

Der Schweizer Leichtathletikverband verzichtet an den Europameisterschaften in Berlin auf einen seiner stärksten Trümpfe: Nach einer Medienkampagne von *Sonntagsblick* und *NZZ* entzog er Pascal Mancini die Lizenz. Der Sprinter soll angeblich ein «Nazi» und ein «Rassist» sein. Wirklich? Von Philipp Gut

Es passiert nicht alle Tage, dass die Blätter der Blick-Gruppe und die *NZZ* einer Meinung sind. Beim medialen Shitstorm, der sich über Pascal Mancini entlud, gingen sie für einmal Hand in Hand. Für den *Sonntagsblick* ist der Schweizer 100-Meter-Läufer «der braune Athlet». «Braune Zitate», echote die *NZZ*. Die beiden Zeitungen rückten Mancini in die Schmutzdecke von Rechtsextremen, Neonazis und Rassisten. Andere Medien beteten es nach.



Dann ging es plötzlich schnell.

Am Dienstagabend letzter Woche teilte der Schweizer Leichtathletikverband Swiss Athletics mit, er entziehe Mancini «per sofort die Lizenz». Ein Entscheid mit Folgen: In diesen Tagen tragen die Leichtathleten in Berlin ihre Europameisterschaften aus. Mancini, der 100-Meter-Schweizer-Meister von 2014, fehlt nicht nur in der Einzeldisziplin, sondern auch in der Staffel. Mit Mancini hätte sie eine realistische Medaillenchance gehabt.

Zum Verhängnis wurden dem muskelbepackten Modellathleten Posts auf Facebook. Was ist dran an den Vorwürfen? Gegenüber der

*Weltwoche* nimmt Mancini erstmals ausführlich Stellung. So viel vorneweg: Seine Sicht der Dinge weicht erheblich von den Darstellungen der Medien und des Leichtathletikverbandes ab. Könnte es sein, dass der Stab über dem Sprinter etwas gar schnell gebrochen wurde?

Halten wir uns an die Fakten. Als «besonders stossend» (*Sonntagsblick*) und «ausschlaggebend» (*NZZ*) wird – erstens – ein Affenvideo gewertet, das Mancini «nach dem Sieg der französischen Nationalmannschaft bei der Fussball-WM» (*Sonntagsblick*) auf seinem privaten Facebook-Account veröffentlichte. Beim Leser entstand der Eindruck, Mancini habe mit der Verbreitung des Videos auf die Tatsache angespielt, dass viele Spieler der Bleus dunkler Hautfarbe sind. Das wäre zweifellos eine rassistische Entgleisung. Aber hat sie auch stattgefunden?

«Grossen Respekt» vor schwarzen Sportlern Pascal Mancini widerspricht vehement. Mit der französischen Nationalmannschaft habe

das Video nichts zu tun. Es sei vielmehr eine Reaktion auf die Plünderungen und Zerstörungen gewesen, mit denen ausser Rand und Band geratene Jugendliche nach dem WM-Triumph französische Städte heimsuchten. An jenem Tag seien auf Facebook-Kanälen stundenlang Gewaltorgien zu sehen gewesen, erzählt Mancini. Darauf beziehe sich das Video, das sei jedem klar gewesen, «nur nicht dem *Blick* und der *NZZ*».

Schaut man sich die Facebook-Seite von Mancini an, bestätigt sich: Eine sichtbare Verbindung zu den französischen Fussballern gibt es nicht. Das ahnte offensichtlich auch der *Sonntagsblick*. «In Kombination mit den Kommentaren seiner Leser», die er unwidersprochen gelassen habe, «ergab das einen primitiven rassistischen Angriff auf das Team der Bleus», so der verwinkelte Vorwurf an Mancini. Darauf angesprochen, sagt Mancini, er schaue nicht immer auf die Kommentare. Und wenn er es tue, sei er öfter nicht damit einverstanden. Er lasse sie aber dennoch meist stehen. Zensur sei nicht nach seinem Geschmack.

Trotzdem gibt sich Mancini selbstkritisch. Er habe nicht bedacht, dass jemand, der den

Kontext nicht kennt, den Post anders verstehen könnte, sagt er. Dass in der Equipe de France viele Spieler afrikanische Wurzeln hätten, störe ihn überhaupt nicht. «Diese Spieler haben viel erreicht, ich habe grossen Respekt vor ihnen.»

Das Thema der dunkelhäutigen Sportler ist auch deshalb pikant, weil Mancini in der 4-mal-100-Meter-Staffel in seiner Karriere häufig mit dunkelhäutigen Kollegen wie Alex Wilson (ursprünglich aus Jamaika) oder Reto Amaru Schenkel (geboren in Togo) lief. Gab es Animositäten und Spannungen im Team, die vielleicht sogar rassistisch motiviert waren? «Nein, im Gegenteil», sagt Pascal Mancini. «Alle kennen meine Positionen seit langem, wir akzeptieren unterschiedliche Ansichten.» Sie seien intelligent und professionell genug, um zu wissen, dass nur der gemeinsame Erfolg zähle. Als sein «grösstes Idol» nennt Mancini den US-Sprinter Maurice Greene, einen Schwarzen.

### Er liest täglich mehrere Stunden

Pascal Mancini, 29, ist in Freiburg geboren und in Estavayer-le-Lac aufgewachsen. Sein Vater ist Ingenieur, seine Mutter arbeitete als Primarlehrerin. An der Universität Freiburg studiert Mancini Psychologie mit Schwerpunkt Motivationslehre, im nächsten Jahr wird er das Studium mit dem Bachelor abschliessen. Er sei ein begeisterter Vielleser, erzählt Mancini, er lese täglich mehrere Stunden. Mit seinem Interesse für die Motivationspsychologie hängen gemäss Mancini auch die von ihm verbreiteten Aussagen von Léon Degrelle zusammen, «Offizier der Waffen-SS und nach dem Zweiten Weltkrieg prominenter Neonazi» (NZZ). Damit sind wir beim zweiten schweren Vorwurf, der gegen Mancini erhoben wurde. Die NZZ, welche die Zitate ausgegraben hat, zitiert sie in ihrem Artikel allerdings nicht. Das erstaunt, sind sie doch das Hauptargument, das die Zeitung gegen Mancini ins Feld führt. Auch der Leichtathletikverband bezieht sich bei der Begründung des Lizenzentzugs darauf. Sind sie etwa zu extrem, als dass sie der Öffentlichkeit zugemutet werden könnten? Oder könnte es sein, dass die NZZ ihren Inhalt deshalb mit keinem Wort erwähnt, weil sie der These vom «Neonazi» Mancini gar nicht entsprechen?

Lesen wir nach. Vom französischen Original ins Deutsche übersetzt, heisst es dort sinngemäss, was zähle, sei, das Wesentliche («l'essentiel») in sich zu haben: die Leidenschaft für das Grosse, Reine, Schöne, Gerechte, und dies reichlich und brüderlich unter die Menschen zu bringen. Das zweite Zitat spricht davon, dass es wichtig sei, ein grosses Ideal zu haben und im Herzen eine Kraft zu spüren, die über Müdigkeit und Widrigkeiten hinwegtrage. Mancini hat beide Zitate mit Bildern aus seinem Trainingsalltag unterlegt. Als Sportler

seien mentale Kraft und Motivation entscheidend, deshalb hätten ihm diese Zitate zugesagt. Mit Politik hätten die pathetischen Worte nichts zu tun.

Wenn ihm irgendwo eine Aussage begegne, die ihm gefalle, halte er sie jeweils fest und poste sie später auf Facebook. Wer der Autor sei, kümmere ihn nicht. Man kann dies naiv und unvorsichtig nennen, besonders, wenn der Absender ein bekennender Nationalsozialist war. Aber die Frage bleibt interessant: Ist ein Zitat automatisch vergiftet, wenn es der Urheber ist? Oder lässt man gelten, dass auch die grössten Finsterlinge nicht nur Finsteres von sich geben? «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser», lautet ein Spruch, den man häufig hört. Er stammt von Lenin, verantwortlich für den Mord an Millionen. Ist er deshalb falsch? Gehört er in den Giftschrank?

Pascal Mancini vertritt diesbezüglich eine liberale Auffassung. Das Internet sei eine grosse Spielwiese der Freiheit, sagt er. Es gehe um intellektuellen Austausch und den Wettstreit der Argumente. Ob diese von rechts oder links stammten, interessiere ihn nicht.

Wer den Facebook-Account von Pascal Mancini durchleuchtet, stellt schnell fest, dass dies nicht nur leere Worte sind. Immer wieder postete er Zitate aus der Feder von Karl Marx, dem Vater des Marxismus, oder von Guy Debord, dem Anreger der sogenannten Neuen Linken in Frankreich. Von diesen Zitaten schreiben der *Blick*, die *NZZ* und all die anderen Medien, die sich der Hetzjagd auf den Läufer angeschlossen haben, wohlweislich nichts. Die These vom «braunen Athleten» geriete sonst ins Wanken.

### Mancini, der Kommunist

Erhellend mag in diesem Zusammenhang sein, was bisher niemand berichtet hat: Mancini war Mitglied der obskuren Résistance Helvétique mit Sitz in Lausanne, die für eine Abschaffung der Parteien, eine knallharte Migrationspolitik und die Verstaatlichung von Unternehmen eintritt, die vital für die Nation seien. Die Résistance Helvétique schloss Mancini nach dessen Angaben aus ihren Reihen aus. Begründung: Er sei ein Kommunist.

Fühlt man Mancini in diesem Punkt auf den Zahn, so sagt er erstaunliche Dinge. Das Kapital sei in der Krise. Geld und Staat sollten abgeschafft werden, er sei für den «wahren Marxismus», wie ihn Karl Marx beschreibe, und nicht für den fehlgeleiteten Bolschewismus von Lenin, Stalin und Co. Pascal Mancini – der rote Athlet?

Vieles, was er sagt, scheint widersprüchlich. Ein gefestigtes Weltbild hat der junge Mann wohl nicht. Er scheint eher wie ein Suchender, der um Antworten auf die grossen Fragen des Lebens und der Gesellschaft ringt. Er wolle die Dinge à fond verstehen, sagt er. Tiefenbohrungen, die auch mal ins Leere stossen können. Irrtum nicht ausgeschlossen. Aber muss man ihm deswegen gleich die Ausübung seines Berufs verbieten?

Bereits an den Schweizer Meisterschaften 2014 sorgte Mancini mit einem umstrittenen Auftritt für Irritationen. Seinen Sieg über 100 Meter feierte er mit der «Quenelle», einer Geste, die der französische Komiker Dieudonné erfunden hat. Manche halten sie für rechts-extrem und antisemitisch. Auch hier hält Mancini dagegen: Dieudonné («ein exzellenter Komiker») und die Quenelle seien Kult in Frankreich. Die Quenelle sei eine Nonsense-Geste, die viele verschiedene Bedeutungen haben könne.

«Wenn es stimmen würde, was der *Blick* sagt, dann gäbe es in Frankreich heute mehr Nazis als im Zweiten Weltkrieg», so Mancini. Die Quenelle sei für ihn nicht politisch. Er verwende sie etwa, wenn er mit seinen Freunden ein Videospiel mache und überraschend gewinne. So sei es auch bei den Schweizer Meisterschaften 2014 gewesen.

Der Leichtathletikverband sah es anders. Mancini musste eine Vereinbarung unterzeichnen, dass er sich auf dem Sportplatz und auf seiner offiziellen Site nicht politisch betätigt. Die Vereinbarung hielt, bis zu den jüngsten Medienangriffen und dem Lizenzentzug durch die Verbands-

oberen. Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt Swiss-Athletics-Geschäftsführer Peter Bohnenblust, mit den beiden Zitaten von Léon Degrelle habe Mancini gegen die erwähnte Vereinbarung verstossen. Das Startverbot gelte im Sinn einer provisorischen Sofortmassnahme bis Ende Jahr. Ein ordentliches Disziplinarverfahren werde eingeleitet. Pascal Mancini will die Sperre anfechten.

Fazit: Der Eindruck verdichtet sich, dass sich der Schweizer Leichtathletikverband in Zeiten von Doppeladler- und Özil-Affäre nervös machen und sich allzu willfährig vom «Skandal» schreienden Duett von *Blick* und *NZZ* leiten liess – auf dem Buckel eines unkonventionellen, manchmal irrlichternden Athleten. Niemand kann in Pascal Mancinis Seele schauen, auch die *Weltwoche* nicht. Aber was bisher gegen ihn vorgebracht worden ist, rechtfertigt das Niedersausen der Nazikeule schwerlich. Der Sprinter gehört auf die Tartanbahn, nicht an den Schandpfahl. Lasst ihn laufen. ○



Peter Bohnenblust.

### Nervosität in Zeiten von Doppeladler- und Özil-Affäre.

# Qualität des freien Marktes

Wie gut ist das Schweizer Gesundheitswesen? Offiziell wird das hohe Niveau gelobt. Die Erfahrungen von Cédric George aus Sicht einer Privatklinik ergeben ein anderes Bild.

Von Beat Gygi

An der Oberfläche macht der Gesundheitssektor einen ruhigen Eindruck, Prämien erhöhungen werden erst im September zum Thema, aber unter der Decke brodelt es. Ärzte, Spitäler und Krankenkassen bleiben zerstritten über die Revision der veralteten Tarifordnung Tarmed für ambulante Leistungen, sodass weiterhin die von Bundesrat Alain Berset angeordneten und von der Ärzteschaft bekämpften Ansätze für Ärger sorgen. Daneben wird der Kampf um die Finanzierung der Spitäler erbitterter. Die Bundespolitik nimmt einen neuen Anlauf, um ambulante (ohne Übernachtung) und stationäre (mit Übernachtung) Spitalleistungen auf gleiche Art zu finanzieren. Heute werden die stationären Leistungen der Grundversicherten etwa je zur Hälfte durch Kantone und Krankenversicherer finanziert, die ambulanten Leistungen dagegen voll durch die Versicherer, was zu teuren Verzerrungen führt. Das Ganze den Krankenkassen zu überantworten, läge nah, dagegen wehren sich aber die Kantonspolitiker, die im Spiel bleiben wollen.

Schliesslich will das Parlament ein ganzes Paket flächendeckender Massnahmen zur Qualitätssicherung und Effizienzsteigerung beschliessen. Diskutiert werden etwa Qualitätskommissionen, spezielle Datenlieferungen und Sanktionen. Es soll eine Art Zusatzapparat ins bestehende Gesundheitssystem eingebaut werden, der von staatlicher Seite gesteuert wird. Nach dem Willen des Nationalrats sollen die Bestrebungen zur Verbesserung der Qualität im Gesundheitswesen nicht aus Prämiegeldern, sondern mit Subventionen von Bund und Kantonen finanziert werden. Der Hinweis auf all die Schnittstellen zu anderen Revisionen des Krankenversicherungsgesetzes macht deutlich, wie komplex das ganze Vorhaben ist.

Der Krankenkassenverband Santésuisse begrüsst eine flächendeckende Qualitätssicherung, will aber nicht, dass sich der Bund fachlich einmischt. Der Berufsverband der Ärzte FMH ist ebenfalls für nationale Qualitätskontrollen, aber vor allem zur Steuerung der Ärztezulassung, nicht zur Wahl des Arztes im konkreten Krankheitsfall, da nach sonst primär kostengünstige Ärzte zum Zuge kämen.

## Subjektive Einschätzungen

Führen solche Massnahmen zu einem besseren Gesundheitssystem? «Alle reden von Qualität, überall will man Qualität messen,

das ist eine ewige Diskussion», meint Cédric George, Mitgründer, Chef und Hauptaktionär der Privatklinik Pyramide in Zürich, im Gespräch. Eine einheitliche Spitalfinanzierung wäre sinnvoll, aber all die Ansätze zur Qualitätskontrolle seien mit subjektiven Einschätzungen verbunden, die kaum messbar seien. Es sei schwierig beurteilbar, wie gut ein Hausarzt sei, wenn der Patient etwa die Tabletten falsch oder gar nicht nehme oder wenn unklar sei, wie die Information zwischen Arzt und Patient genau gelaufen sei. Aber ist es denn falsch, mehr Prüfungsvorgänge in den Spital- oder Praxisalltag einzubauen, um Fehler zu vermeiden? George sieht dies skeptisch: «Das treibt die Kosten weiter nach oben, und die Qualität nimmt meiner Ansicht nach eher ab, denn diese Verbürokratisierung führt zu einer weniger effizienten Medizin, die noch weniger auf die persönlichen Bedürfnisse der Patienten ausgerichtet ist.» In einem solchen

## Die Eigenverantwortung des Arztes werde zunehmend durch kollektive Entscheide verdrängt.

System könne man als Arzt meist nicht mehr massgeschneidert im Einzelfall richtig handeln.

Wenn etwa Spitäler, Zentren oder andere Institutionen zertifiziert werden wollten, müssten sie ja gewisse Kriterien und mengenmässige Vorgaben erfüllen. Rasch passiere es dann, dass Diagnosen in eine bestimmte Richtung forciert würden, um die erforderlichen Fallzahlen, Kenngrössen oder Daten für eine bestimmte Studie zu erreichen. Oder man versuche über Kooperationen mit anderen Institutionen die Kriterien zu erreichen – oft mit viel Papierkrieg und ohne wirklich produktive Zusammenarbeit. Nicht nur die Behörden, auch die Ärzteschaft selber treibe die Entwicklung in diese Richtung voran. Gross sei die Neigung, Verantwortung mit andern zu teilen, gemeinsam vorzugehen und so vermeintlich stärker zu werden.

Dabei werde die Eigenverantwortung des individuellen Arztes zunehmend verdrängt durch kollektive Entscheide. Auch im medizinischen Alltag nehme die Kollektivierung von Entscheidungen über sogenannte Boards überhand. Moment, ist es denn nicht sinnvoll, wenn in wichtigen Fragen Zweitmeinungen und Einwände offen diskutiert wer-

den? Doch, manchmal schon, findet George, aber Gruppenentscheide durchs Band seien nicht mit dem Arztberuf vereinbar. Ein Arzt müsse in seiner Entscheidung grundsätzlich unabhängig und frei sein, natürlich immer gemäss wissenschaftlichen Kriterien und dem Stand des Wissens. Er warnt: «Meiner Ansicht nach ist es gefährlich für Patienten, sich in ein solches System zu begeben, wenn ein Arzt Entscheidungen trifft, die er nicht träge, wenn er frei wäre.»

George ist vergleichsweise frei, er hat sich seinerzeit entschieden, gossenteils ausserhalb dieses öffentlich finanzierten Gesundheitssystems zu arbeiten. Freiheit sei eine ethische Notwendigkeit für den Beruf, er habe in dieser Hinsicht sehr viel gelernt von seinem ehemaligen Lehrer Hans-Ulrich Buff, dem früheren Chefarzt Chirurgie am Universitätsspital Zürich. Damals habe noch gegolten: Waren bestimmte Probleme zu besprechen, kam der Gesundheitsminister zum Gespräch ins Büro des Arztes, heute sei es umgekehrt – so viel zur Freiheit der Ärzte. Die Behandlung kranker Menschen lasse sich nicht in ein System pressen, in dem man am Schluss nicht mehr selbständig nach seinem Gewissen entscheiden könne. Ein Gewissen sei immer individuell, ein kollektives Gewissen gebe es nicht.

Die Klinik Pyramide am See hat George 1992/1993 zusammen mit andern gegründet, in nur vier Monaten vom Bürohaus umgebaut und seither als Anbieter für Privatversicherte im Markt etabliert. Mit 125 Mitarbeitenden, gut 130 Belegärzten, 25 stationären und 15 kurzstationären Betten kommt die Klinik auf einen Jahresumsatz von gut 20 Millionen Franken. Als plastischer Chirurg musste sich George schon früh dem freien Markt stellen, denn ästhetische Behandlungen, die rund einen Drittel der plastisch-wiederherstellenden Arbeit seiner Praxis ausmachen, werden bekanntlich nicht von den Kassen übernommen. Die Patienten tragen die Kosten selber, ähnlich wie bei den Zahnärzten, wo ebenfalls Eigenverantwortung und Effizienz dominieren – ganz im Gegensatz zur Situation in der geschützten Werkstatt des Gesundheitssystems.

Im Markt der ästhetischen Chirurgie könne man sich nur halten, wenn Preis, Leistung und Qualität stimmten; oder in seinen Worten: «Es gibt kaum einen Chirurgen, der mit dem Skalpell jahrelang Erfolg hat, ohne hohe Qualität zu bieten. Die beste Qualitätskontrolle ist der



**Massgeschneidert handeln:** Chirurg George.

Erfolg, den ein privater Arzt ausserhalb des Systems über längere Zeit hat, dann braucht es gar keine grosse Bürokratie fürs Messen.»

Die Klinik hat allerdings ein Handicap: Da ihre Kunden ausschliesslich Privatversicherte sind, entfällt jener Sockelbeitrag des Kantons, den Spitäler mit Allgemeinabteilung für jeden Patienten zugut haben und der etwa die Hälfte der Behandlungskosten auf der Allgemeinabteilung im Listenspital ausmacht. Die Pyramide hätte, wie etwa der Konkurrent Hirslanden, bei der Einführung der neuen Spitalfinanzie-

rung 2012 auch für die Liste kandidieren können. Sie hätte eine Allgemeinabteilung einführen müssen, dafür aber Anrecht auf den staatlichen Zustupf gehabt. Das wollte George nicht. Er ist überzeugt davon, dass seine Klinik sogar dann konkurrenzfähig ist, wenn Versicherer oder Versicherte den entgangenen staatlichen Sockelbeitrag für sich als Aufschlag einberechnen müssen.

Er vertraut denn auch für die nächste grosse Investition auf diese Fähigkeit: Kürzlich hat die Gemeinde Küsnacht die Bewilligung für

eine neue Klinik auf dem Gelände der ehemaligen Klinik St. Raphael erteilt. Die Pyramide soll auf 2022 von Zürich in den Neubau in Küsnacht umziehen. Mit 66 Zimmern soll das Unternehmen auch weiterhin überschaubar bleiben. Das Fachspektrum soll breiter werden und neben den vielfältigen Arten der Chirurgie auch Onkologie, Rheumatologie, Gastroenterologie, Kardiologie, Radiologie, Physio-

---

**«Die beste Qualitätskontrolle ist der Erfolg, den ein privater Arzt ausserhalb des Systems hat.»**

---

therapie und Anästhesiologie umfassen, die ebenfalls in den medizinischen Zusammenhang gehörten. In ungefähr fünf Jahren möchte George die Führung an einen seiner Söhne abgeben und sich dann mehr der Gesundheitspolitik zuwenden.

### **Selbstbedienungsladen ohne Kasse**

Apropos Politik: Hat das Volk Mitte der neunziger Jahre eigentlich ein schädliches Krankenversicherungsgesetz beschlossen? Nach Georges Einschätzung hat vor allem das damals eingeführte Obligatorium der Krankenversicherung die Eigenverantwortung untergraben, später sei die Prämienverbilligung dazugekommen, und heute sei alles derart verwischt und quersubventioniert, dass sich viele Leute ohne ein Gefühl für Kosten ihre Behandlungen vom Staat vorschreiben liessen und sich aufführen könnten wie in einem Selbstbedienungsladen ohne Kasse am Ausgang. Wäre eine Obergrenze für die Gesundheitskosten sinnvoll? Ein Globalbudget zur Beschränkung der Gesundheitsausgaben könnte er sich vorstellen – etwa wie in Italien, wo nach der Deckelung der staatlichen Gesundheitsausgaben die private Medizin enorm expandiert habe.

Klar, das laufe auf eine Zwei- oder Dreiklassenmedizin hinaus und sei beim Volk nicht beliebt, aber eine Obergrenze pro Person mit der Möglichkeit zum privaten Kauf von Zusatzleistungen sei eigentlich nicht abwegig. Die Zwei- oder Dreiklassenmedizin sei im Alltag ja ohnehin schon Realität. Demokratischen Kontrollmechanismen traut er nicht sehr viel zu, denn kollektive Entscheide bedeuteten meist: Verantwortung abwälzen, und das sei das Kernproblem. Die Bevölkerung erhalte hochstehende Spitalleistungen, die zu über fünfzig Prozent vom Staat finanziert würden. Die Erfahrung zeigt, dass Politiker, denen es um Popularität und Wiederwahl geht, es sich nicht erlauben können, eine derartige Umverteilung auf normalere Masse zurückzuführen. Dennoch, für George ist es unverständlich, dass bei einem derart wichtigen Gut wie der Gesundheit dem Bürger die Eigenverantwortung abgenommen wird. ○



Antithese zum Kollektivismus: Arzt Richner ...



Anwalt Landmann ...



Sinologe von Senger ...

# Aufstand der Freigeister

1968 brandete weltweit eine marxistische Renaissance durch die Universitäten. In Zürich traf die Welle mit Verspätung ein – und stiess auf ungeahnte Widerstände. Eine Begegnung mit Wortführern der «anderen 68er». *Von Alex Baur*

Drei Männer, die verschiedener kaum sein könnten, treffen sich in der Zürcher Altstadt. Valentin Landmann ist als Starverteidiger bekannt. Peter Wiesendanger, Ingenieur und Ökonom, hat als Unternehmer (Zehnder Group) Karriere gemacht. Der Sinologe Harro von Senger («Das Tao der Schweiz», «36 Strategeme», «Die Kunst der List») darf getrost der Topliga akademischen Schaffens zugerechnet werden. Was die drei verbindet, ist ein verrückter Kampf um Ideen und Deutungshoheit, der sich vor einem halben Jahrhundert an der Universität Zürich zugetragen hat.

Da wäre noch ein Vierter im Bunde, ohne den man diese Geschichte nicht erzählen kann, auch er ein Aussenseiter: Beat Richner, der Kinderarzt, weit über die Landesgrenzen hinaus verehrt wegen seines humanitären Engagements in Kambodscha (Kantha Bopha) und ebenso gefürchtet ob seiner Kritik an der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit.

Richner ist schwerkrank, er kann nicht mehr teilhaben am Rückblick, zu dem sich die drei ehemaligen Kommilitonen zusammengerauft und den sie schliesslich zu einem Buch verdichtet haben. Seinen Beitrag hat Beat Richner allerdings schon damals verfasst, in Form einer fulminanten Rede, welche er im August 1969 im Zürcher Fraumünster hielt und die in ihren wichtigsten Auszügen ins Buch aufgenommen wurde.

Das Jahr 1968 ist als eine Art Zeitenwende in die kollektive Erinnerung eingegangen. Worum es genau ging, ist weniger klar. Die einen verbinden 1968 mit einem Durchbruch der Hippie-Bewegung, mit Drogen und sexueller Enthemmung, einem Bruch mit sämtlichen Traditionen und Normen. An den Universitäten erlebte derweil die marxistische Lehre weltweit eine ungeahnte Renaissance. Beides – der dialektische Materialismus und Flower-Power – passt irgendwie schlecht zusammen.

Geradezu grotesk mutet der Widerspruch zwischen kommunistischer Verheissung und dem real existierenden Sozialismus an, der sich gerade in jener Zeit von seiner schlimmsten Seite zeigt. Während 1968 die Sowjettruppen in Prag einmarschierten, steuerte in China die Kulturrevolution auf ihren mörderischen Höhepunkt zu, und selbst das Castro-Regime in Kuba hatte sich längst als Diktatur entlarvt. Die ungeahnte Wiederauferstehung der marxistischen Heilslehre im boomenden Westen gehört zu jenen historischen Paradoxen, die sich rational schwer erklären lassen.

Tatsächlich blieben zumindest in Europa die bekennenden neuen Altmarxisten in den meisten Universitäten stets eine zwar militante, aber kleine Minderheit in einer mehrheit-

lich wohl eher apolitischen Studentenschaft. Umso mehr erstaunt es, dass die Revoluzzer kaum auf ernsthaften Widerstand stiessen und sich in vielen Bereichen durchsetzen konnten.

## Deutungshoheit in den Studentenräten

Zürich war eine Ausnahme, und zwar in doppelter Hinsicht. Erstens kam die linke Welle mit einem Jahr Verspätung an. Und zweitens formierte sich schnell eine schlagkräftige Gegenbewegung. Dieser Machtkampf, der im Sommer und Herbst 1969 in Zürich über die Bühne ging, steht im Zentrum des Buches über die «anderen 68er».

Die Schauplätze des politisch-ideologischen Gefechtes zwischen den «Progressiven» und



Ungeahnte Wiederauferstehung: Lenin- und Mao-Kult an der Uni Zürich, 1971.





Unternehmer Wiesendanger.

den «Gemässigten» waren der Grosse und der Kleine Studentenrat, also Legislative und Exekutive der in einer Zwangskörperschaft vereinten Studenten. Durch geschicktes Taktieren gelang es Rechten, im Sommer 1969 unter der Führung von Beat Richner die Mehrheit in der «Regierung» zu erlangen. Die Linken dominierten derweil das «Parlament».

Was von aussen betrachtet wie ein Sandkastenspiel anmuten mag, war von symbolischer Sprengkraft. Doch die studentischen Anliegen waren schon lange zuvor in den Hintergrund verdrängt worden. Letztlich ging es darum,

### Was von aussen betrachtet wie ein Sandkastenspiel anmuten mag, war von symbolischer Sprengkraft.

wer im Namen der Studenten zu den grossen weltpolitischen Themen in welcher Form Stellung nehmen durfte.

Der Kampf um die Deutungshoheit, der sich bis in den Spätherbst 1969 hinzog, stiess in den Medien damals auf ein beachtliches Echo. Der *Tages-Anzeiger*, die *Tat* und das SP-Blatt *Volksrecht* schlugen sich auf die Seite der «Progressiven»; *Weltwoche* und *NZZ* berichteten tendenziell neutral und ohne erkennbare Präferenzen; die damals noch zahlreichen und unabhängigen Landzeitungen unterstützten derweil die «Gemässigten». Man kann es als Lehrstück der Demokratie betrachten, bei dem diverse Politgrössen – unter ihnen die späteren Bundesräte Christoph Blocher (SVP) und Moritz Leuenberger (SP) – ihre ersten Sporen abverdienten.

### Umweltschutz statt Emanzipation

Das Ringen um die Vormacht, das Peter Wiesendanger in allen Details beschreibt, endete mit einem Unentschieden. Im Spätherbst 1969 übernahmen die «Progressiven» nach dem grossen auch noch den kleinen Studentenrat. Doch es war ein Pyrrhussieg. Denn Beat Richner und seinen drei Musketieren war es zuvor mit einer List gelungen, eine Urabstimmung unter allen Studenten durchzusetzen. Bei einer rekordverdächtigen Stimmbeteiligung von 60 Prozent sprach sich eine überdeutliche Mehrheit von 78,23 Prozent der Studenten dafür aus, dass sich die Studentenräte im Namen

der Studenten nicht mehr zu allgemeinen politischen Fragen äussern durften. Der vermeintliche Studentenaufstand war in Zürich damit beendet. Nicht minder spannend sind jene Passagen des Buches, in denen die Autoren Auskunft über ihre Motive geben. Dabei wird schnell klar: Die «anderen 68er» waren nicht «prinzipiell gegen jede Veränderung» (also «reaktionär» im marxistischen Jargon), im Gegenteil. Wie Harro von Senger darlegt, rückten sie andere Themen in den Vordergrund – Europa etwa, Umweltschutz oder Entwicklungshilfe –, welche die Linken damals noch kaum interessierten. Tatsächlich waren sie auch nicht «Gemässigte», wie man sie mangels einer geeigneten Schablone nannte (der Begriff «liberal» war bereits damals ambivalent besetzt). Das Weltbild der «anderen», in dessen Zentrum das freie und eigenverantwortliche Individuum steht, war schlicht und einfach die Antithese zum Kollektivismus, als dessen Führer sich die Progressiven selber auserkoren hatten.

Was die «anderen 68er» vereinte, war eine tiefe Abneigung gegen jegliche totalitäre Ideologie, ob kommunistischer oder faschistischer Bauart. Dieses Motiv kommt besonders eindringlich im Beitrag von Valentin Landmann zum Ausdruck, der autobiografische Züge trägt. Landmann stammt aus einer hochgebildeten und jüdisch geprägten Familie, die von der Shoa fast ausgelöscht wurde. Seine Mutter, die Schriftstellerin Salcia Landmann, liess es sich trotzdem nicht nehmen, auch und gerade mit den Tätern zu reden. Rache und Abgrenzung interessierten sie nicht; um eine Wiederholung der Tragödie zu verhindern, musste man begreifen, was wirklich passiert war. Im Strassenterror und im organisierten Mobbing, mit dem die «Progressiven» Andersdenkende bekämpften und zum Schweigen brachten, erkannte Landmann genau jenes Übel, das Europa bloss ein Vierteljahrhundert zuvor in die Katastrophe geführt hatte.

Dass sie nicht bloss «dagegen» waren, sondern eigene Entwürfe und Ideen verfolgten, zeigt sich im weiteren Werdegang der «anderen 68er». Valentin Landmann entwickelte sich zu einem pointierten Kritiker unseres Rechtssystems, nicht weil er dieses zerschlagen, sondern weil er es verbessern möchte. Von Senger und Wiesendanger gehören zu den Pionieren, die sich in chinesische Sphären wagten, lange bevor der grosse Run nach Asien einsetzte. Und Beat Richter zeigte, dass man in Entwicklungsländern durchaus Projekte lancieren kann, die konkrete Erfolge vorweisen und ohne staatliche Krücken auskommen.

Valentin Landmann, Harro von Senger, Peter Wiesendanger: Die anderen 68er. Münster. 220 S., Fr. 29.90

## Familien

# Strafen bestrafen

### Eltern seien häufig gewalttätig, befindet eine neue Studie. Braucht es schärfere Gesetze?

Für den *Sonntagsblick* ist der Fall klar: «Die Schweiz braucht ein gesetzliches Züchtungsverbot.» Der Ruf nach neuen Paragraphen baut auf einer Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) «zur Entstehung von politischem Extremismus». Die Autoren befragten 10 000 Jugendliche aus allen Bevölkerungsschichten über ihre Erfahrungen mit erzieherischer Gewalt. Die Resultate sind alarmierend: Jeder fünfte Jugendliche war von «schwerer Gewalt» betroffen.

Das heisst: Diese Kinder erlitten Schläge mit einem Gegenstand, Fausthiebe, Tritte oder Prügel. Gut 41 Prozent aller Jugendlichen mussten mildere Züchtigungen – etwa Ohrfeigen, hartes Anpacken oder Stösse – über sich ergehen lassen. Fazit: Fast zwei Drittel aller Eltern in der Schweiz greifen bei der Erziehung zu mehr oder weniger rabiaten Mitteln.

Doch es gibt Unterschiede. Während 90 Prozent der Kinder «ohne Migrationshintergrund» von schwerer Gewalt verschont blieben, trifft diese rund einen Drittel der Secondos. Jugendliche aus Sri Lanka (50,3 Prozent), Brasi-

### Es herrsche eine «kulturelle Akzeptanz für diese Gewaltform» vor. ÷

lien (45,5) und Kosovo (40,7) müssen besonders viel einstecken. Die Autoren vermuten, dass Familien mit Migrationshintergrund «häufiger von Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfebezug betroffen sind» und eine verstärkte «Akzeptanz für schwere Gewaltformen als Erziehungsmittel» vorweisen.

Mildere Formen der Züchtigung finden bei Schweizer Familien (46,2 Prozent) dagegen noch häufiger statt als bei den Zuwanderern (36,9). Die Erklärung der Experten: Unter Schweizern herrsche eine «kulturelle Akzeptanz für diese Gewaltform» vor.

Braucht es neue Gesetze? Nein. Um schwere Übergriffe auf Kinder zu sanktionieren, reichen die bereits vorhandenen Straftatbestände (Tätlichkeit, Körperverletzung) völlig aus. Doch nach Meinung der Studienverfasser liegt das Problem «Gewalt in Familien» tiefer: Es ist grundsätzlicher Natur und betrifft alle. Und wenn das Volk Gewalt akzeptiert, dann muss halt das Volk erzogen werden – wenn nötig mit der harten und strengen Hand des Gesetzes.

Roman Zeller

# Geheim heisst nicht verboten

Von Felix Werner Nöthiger — Urs Paul Engeler hat in der *Weltwoche* die neue Doktorarbeit zur Widerstandsorganisation P-26 kritisiert. Als Leiter der beiden Museen des Widerstandes widerspreche ich: Engeler unterschlägt den wesentlichen Punkt.

Sieben Jahre hat der Historiker Titus J. Meier im Bundesarchiv und in privaten Archivbeständen zu den Widerstandsvorbereitungen für den Besetzungsfall der Schweiz zwischen 1940 und 1990 geforscht. Er hat über hundert Zeitzeugen befragt und nun das Ergebnis seiner akribischen Forschungsarbeit als Doktorarbeit vorgelegt; der Buchverlag NZZ Libro hat das Buch mit 592 Seiten verlegt.

Bei aller wissenschaftlichen Zurückhaltung kommt Meier aufgrund einer erdrückenden Faktenlage zum Schluss, dass die wesentlichen Schlüsse der Parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) EMD von 1990 – nämlich dass es sich bei der P-26 um eine potenziell gefährliche Parallelarmee ohne gesetzliche Grundlage handelte – nicht länger haltbar sind.

Die von Meier vorgelegten Fakten waren auch der PUK EMD weitgehend bekannt, aber sie hat diese tunlichst ignoriert. Sie stand unter enormem Druck der Medien, welche nach dem Fichenskandal einen zweiten Skandal um eine vermeintlich illegale Truppe schon herbeigeschrieben hatten, bevor die PUK überhaupt eingesetzt war. Die Macher der PUK EMD – allen voran der Vizepräsident und Alt-Marxist Werner Carobbio und der opportunistisch agierende CVP-Ständerat Carlo Schmid – wollten nicht hinter der ständig in den Medien präsenten ersten PUK zurückstehen. Moritz Leuenberger (SP), der seine Stellung als Präsident der «Fichen-PUK» als Sprungbrett in den Bundesrat nutzte, hat in entwaffnender Offenheit 2010 in einem Interview das Instrument der parlamentarischen Untersuchung als politische Waffe entlarvt: Eine PUK, die keinen Skandal zutage fördere, habe ihren Auftrag verfehlt.

## Altlasten der Schweizer Linken

Ein zweiter Skandal musste her, ein bürgerlicher Skandal. Mit dem begleitenden Mediengeräusch konnten die wirklich brennenden Fragen der Jahre 1989–1991 übertönt werden. So gerieten die Altlasten der Schweizer Linken nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus völlig in Vergessenheit: Etwa die Wallfahrten zu Parteisekretär Erich Honecker, die Geburtstagswünsche der Sozialdemokraten an den Massenmörder Ceausescu oder die Verharmlosung des Überwachungsstaates DDR.

Ob die Medien dieses Ablenkungsmanöver wissentlich oder opportunistisch unterstützten, sei mal offengelassen. Eine in der jünge-



*Politische Waffe*: Pressekonferenz der PUK 1 mit Moritz Leuenberger (l.), 1989.

ren Geschichte unseres Landes einmalige und groteske Situation begünstigte den Hype: Alle, die über die geheime Widerstandsorganisation P-26 schrieben, wussten naturgemäss nichts darüber; und jenen, die Bescheid wussten und noch so gerne dem publizierten Unsinn widersprochen hätten, war bei Androhung von Zuchthausstrafe verboten, sich zu erkennen zu geben und sich zu wehren.

Täglich neue Medienerfindungen blieben darum unwidersprochen stehen und wurden schliesslich als Fakten betrachtet: Da gab es eine illegale, international vernetzte Geheimarmee von Guerillakämpfern, ausgebildet in *silent killing* und im Bombenbauen, eine geheime Truppe rechtsextremer kalter Krieger, die als Schläfer auf ihre Mordbefehle warteten. Der gefeierte und preisgekrönte Film «Beresina oder Die letzten Tage der Schweiz» hat dieses Bild verfestigt, obwohl es sich dabei um eine frei erfundene Persiflage handelte.

Hätten die zum Schweigen Verurteilten sprechen können, hätten die PUK und die Medien keinen Skandal aufblasen können. Hunderte von bekannten Schweizerinnen und Schweizern aller Parteien – mit Ausnahme der Poch und der PDA, die sich offen zum Marxismus bekannten – wären zu ihrer Mitgliedschaft gestanden. Fast jeder Schweizer hätte wohl ein Mitglied der P-26 gekannt. Das waren keine

Killer, sondern anständige und vertrauenswürdige Mitglieder der Zivilgesellschaft. Und das Geschrei der Herren Hubacher und Gerwig wäre diesen im Halse steckengeblieben, wenn frühere Widerstandsmitglieder und bekannte SP-Grössen wie Professorin Jeanne Hersch oder Regierungsrätin Hedi Lang ihnen die Kappe gewaschen hätten. Aber eben: Sie alle mussten schweigen.

Es gab nur wenige, die sich von der aufgeheizten Stimmung nicht mitreissen liessen, aber es gab sie. Erwähnt seien hier namentlich Bundesrat Georges-André Chevallaz (FDP) und die verantwortlichen Generalstabchefs Senn und Zumstein. Der politische Mainstream nahm die Falschmeldungen der PUK EMD leider völlig unkritisch für bare Münze.

## Die Falschmeldungen der PUK EMD

Mit zwei ebenso klaren wie folgenschweren Falschbehauptungen legten die Macher der PUK die Grundlage zur gewünschten Skandalisierung.

Zum einen wurde behauptet, die seit Jahrzehnten bestehende Kaderorganisation für den Widerstand im feindbesetzten Gebiet sei eine private Organisation, völlig losgelöst von Armee und EMD. Um den Skandalwert zu erhöhen, behauptete die PUK zweitens, diese

private Organisation verfüge schon in Friedenszeiten über grosse Mengen an Waffen und Sprengstoff. Das klingt dramatisch, doch beides ist falsch, wie Titus J. Meier nachweist. Die PUK reichte ihr Konstrukt zur rechtlichen Wertung an den Westschweizer Verwaltungsrechtler Etienne Grisel weiter, der fast zwingend zu dem Schluss kam, den sich die PUK wünschte: Die Delegation der hoheitlichen Staatsaufgabe der Widerstandsvorbereitung an eine private Organisation, die in Friedenszeiten mit Waffen und Sprengstoff ausgerüstet sei, sei wohl verfassungsmässig, bedürfte aber eigentlich einer besonderen gesetzlichen Grundlage.

### Fehlendes Feindbild

Hätte die PUK dem Rechtsgutachter die Wahrheit gesagt – nämlich dass die P-26 zu 100 Prozent ein Projekt der Generalstabsabteilung der Armee war und in Friedenszeiten nie über eine einzige Waffe verfügte –, dann wäre dazu zweifellos kein Sondergesetz gefordert worden. Das war so wenig nötig wie für andere geheime Notstandsmassnahmen, etwa die fertig vorbereitete Unbrauchbarmachung der Schweizer Industrie im Besetzungsfall durch Beauftragte der Unternehmen.

Nun hatten die Macher der PUK ihren gesuchten Aufhänger: Ein Rechtsgutachter befand, es fehle einer privaten und stark bewaffneten Organisation die erforderliche Rechtsgrundlage. Und in bewusst falscher Übersetzung des Begriffes «*manque d'égalité*» – «Fehlen einer Gesetzesgrundlage» – machten die Medien dann umgehend eine «illegale», also kriminelle Geheimarmee.

Urs Paul Engeler ist ein brillanter und mutiger Journalist. Die Enttarnung des P-26-Chefs Cattelan hat er selbst als Höhepunkt seiner journalistischen Laufbahn bezeichnet. Das hindert ihn nun daran, die durch die Doktorarbeit von Titus Meier gut belegte heutige Sicht zu akzeptieren. Er verteidigt sein liebgewordenes Feindbild der bis an die Zähne bewaffneten Geheimarmee und befindet sich damit in ungewohnter Nähe zu Linksaussen wie Josef Lang und zu den Berufskollegen der *Wochezeitung*.

Um die beiden zentralen Falschaussagen der PUK, dass es sich bei der P-26 um eine stark bewaffnete und rein private Organisation handle, macht er einen Bogen. Denn ein rein staatliches und in Friedenszeiten unbewaffnetes Nachrichtennetz für den Besetzungsfall gibt kein Feindbild mehr her.



Felix Werner Nöthiger (75) ist Präsident der Militärhistorischen Gesellschaft des Kantons Zürich. Er leitete von 2005 bis 2017 das Forschungsprojekt Widerstand (REWI) und betreut die Museen von Benken und Gstaad.

## Finanzplatz

# Zurück in die Zukunft

Das Genossenschaftsprinzip ist die Seele von Raiffeisen. Die Zukunft der Bank liegt in der Rückbesinnung auf die Ideen des Gründers. *Von René Roca*

Meine Raiffeisenbank, eine der 255 rechtlich autonomen Genossenschaftsbanken in der Schweiz, wirbt auf ihrer Website mit einem Comicstrip für eine Mitgliedschaft mit dem Motto: «Werden Sie Miteigentümerin einer Bank, und bestimmen Sie, wo's langgeht.» Damit wird ein wichtiger Grundsatz des Genossenschaftsprinzips bestätigt. Will ich Mitglied einer Raiffeisenbank werden, zeichne ich einen Anteilschein und werde Miteigentümer. An der jährlichen Generalversammlung habe ich damit genau eine Stimme, egal, ob ich einen oder mehrere Anteilscheine besitze.

Plötzlich scheint das nicht mehr so selbstverständlich zu sein. Von verschiedener Seite, auch von jener der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma), wird die Prüfung einer Rechtsformänderung in eine Aktiengesellschaft verlangt. Eine solche Veränderung wäre aber fatal. Der Erfolg von Raiffeisen beruht auf dem Genossenschaftsprinzip, das bestätigt der Zustrom an neuen Genossenschaftern seit der Finanzkrise von 2008. Raiffeisen Schweiz muss nun mit der Basis, also den Genossenschaftern der Raiffeisenbanken, in Kontakt treten und deren Mitsprache verstärken. Sonst wird sich die Basis zur Wehr setzen, denn die Seele von Raiffeisen ist das Genossenschaftsprinzip.

Der Zweckartikel in den Statuten meiner Raiffeisenbank ist klar: «Die Bank betreibt in gemeinsamer Selbsthilfe im Sinn des genossenschaftlichen Gedankengutes von Friedrich Wilhelm Raiffeisen folgende Bankgeschäfte [...]» Und laut Artikel 5 ist meine Bank «Mitglied von Raiffeisen Schweiz», die selber als Genossenschaft organisiert ist. Und in deren Zweckartikel wiederum steht: «Raiffeisen Schweiz bezweckt in gemeinsamer Selbsthilfe die Verbreitung und Vertiefung des genossenschaftlichen Gedankengutes von Friedrich Wilhelm Raiffeisen in der Schweiz [...]» Schon wieder taucht also die «gemeinsame Selbsthilfe» auf, und das «genossenschaftliche Gedankengut von Friedrich Wilhelm Raiffeisen» soll sogar verbreitet und vertieft werden.

Was steht dahinter? Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818–1888) sah als Bürgermeister die Nöte und Sorgen der Bauern und Gewerbetreibenden. Diese erhielten nur Kredite mit stark erhöhten Zinsen und gerieten bald in eine Schuldenfalle. Raiffeisen zog daraus den Schluss, dass die Notleidenden nur gemein-

sam, im Zusammenschluss, den Kampf gegen Wucher und für faire Kredite aufnehmen konnten, nach dem Motto: «Einer für alle, alle für einen». Der erste «Hilfsverein» war gelebte «gemeinsame Selbsthilfe» und der Grundstein für die erste Raiffeisenbank. Raiffeisen nahm reichere Mitbürger in die Pflicht, die als Bürgen für die Kreditaufnahme dienten.

Der Genossenschaftsgedanke kann neben der Selbsthilfe durch zwei weitere «Selbst» erläutert werden, Selbstverantwortung und Selbstbestimmung. Der Wille zur Selbstbestimmung besitzt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft eine lange Tradition. Deshalb fiel die Idee von Raiffeisen hier auf besonders fruchtbaren Boden. 1899 gründete Pfarrer Johann Traber (1854–1930) in Bichelsee die erste Raiffeisenbank. Seither wird Bichelsee als das «Rütli von Raiffeisen Schweiz» bezeichnet.



Gründer Johann Traber.

Was bedeutet das heute? Wie können die Gedanken von Raiffeisen verbreitet und vertieft und wie kann die «gemeinsame Selbsthilfe» mit neuem Inhalt gefüllt werden? Dazu drei Überlegungen:

1 — Die heutige Struktur von Raiffeisen ist zentralistisch. Die 255 autonomen Genossenschaftsbanken werden von St. Gallen mittels *top-down*-Strategie geführt. Das entspricht nicht dem Genossenschaftsgedanken. Die Genossenschafte jeder Raiffeisenbank sollten mittels einer dezentralen (föderalen) Struktur entscheiden, «wo's langgeht».

2 — Raiffeisen Schweiz bestimmt die Strategie der Bankengruppe, die von den Delegierten der Raiffeisenbanken abgesegnet wird. Die Delegierten sind in Regionalverbänden in 21 Vereinen organisiert. Diese Struktur ist komplex und undemokratisch.

3 — Die 1,9 Millionen Genossenschafte rinnen und Genossenschafte müssen die Entwicklung wieder stärker in die eigenen Hände nehmen. Zuerst ist im Rahmen der Generalversammlung die nötige Transparenz einzufordern, sodann Einfluss auf die strategische Führung der Bank zu nehmen, erst dann kann man den Genossenschaftsgedanken verbreiten und vertiefen, was ein Segen für die Wirtschaft wäre.

René Roca ist Historiker und Gymnasiallehrer. Er leitet das Forschungsinstitut direkte Demokratie ([www.fidd.ch](http://www.fidd.ch))

# Guatemala unterstützt Sperisen

Erwin Sperisen zieht von Genf nach Bern, wo seine Frau Elisabeth seit Anfang Juli für die Botschaft von Guatemala arbeitet. In Spanien wurde derweil der letzte vermeintliche Mitverschwörer definitiv freigesprochen. Der Prozess gegen den ehemaligen Polizeichef kippt ins Surreale. *Von Alex Baur*

Die Order kam direkt aus dem Präsidentenpalast: Nach der erneuten Verurteilung von Erwin Sperisen in Genf vom letzten April nahm sich Jimmy Morales, das Staatsoberhaupt von Guatemala, persönlich der Sache an. Morales bot Elisabeth Sperisen, der Gattin des ehemaligen Polizeichefs, eine Stelle bei der guatemaltekischen Botschaft in Bern an. Seit dem 2. Juli betreut sie dort nun die konsularischen Belange. Deutlicher lässt sich die Konsternation in Guatemala über den Genfer Polit-Prozess kaum ausdrücken. Am 15. August zügelt die ganze Familie von Genf nach Bern.

Der Fall Sperisen kippt damit vollends ins Surreale. Als der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa im August 2012 den ehemaligen Polizeichef von Guatemala in einer theatralischen Aktion verhaften liess, so als wäre dieser ein Terrorist, wollte er der Welt zeigen, wie man in einer fernen Bananenrepublik für Recht und Ordnung sorgt. Doch während sich Bertossas Kronzeugen in heillose Widersprüche verstrickten, wurde in Österreich, Spanien und Guatemala ein vermeintlicher Mitverschwörer nach dem andern freigesprochen. Hat sich Erwin Sperisen, der am Schluss als Einziger übrigblieb, mit sich selber verschworen?

## Zu fünft in einer Einzimmerwohnung

Letzte Woche hat das oberste Gericht Spaniens den Freispruch von Ex-Innenminister Carlos Vielmann bestätigt. Die ganze Führungscrow ist damit rehabilitiert, ausser Sperisen. Das mutet umso absurder an, als ihm inzwischen nicht einmal mehr die Genfer Justiz eine di-

## Der Fokus verlagert sich nun auf die Europäische Menschenrechtskommission.

rekte Beteiligung am Massaker im Gefängnis El Pavón unterstellt. Gemäss der neuen Version soll Sperisen als politischer Chef der Polizei die Freigesprochenen lediglich gedeckt haben. In Guatemala selber, wo der Genfer Prozess sehr aufmerksam verfolgt wird, sorgte das Verdikt für Kopfschütteln und Empörung.

Sperisens Anwälte haben nun bis Mitte September Zeit, ihre Anfechtung gegen das Genfer Urteil beim Bundesgericht zu begründen. Ihr Fokus liegt auf der Europäischen Menschenrechtskonvention. Falls sie in Lausanne abblitzen, ist der Gang nach Strassburg gewiss. Doch für die fünfköpfige Familie, die seit

Jahren zusammengepfercht in einer Einzimmerwohnung der Genfer Sozialbehörden haust, verbessert sich einiges. Die drei Kinder bekommen endlich Schlafzimmer, sie müssen sich nicht mehr einen kleinen Küchentisch für die Hausaufgaben teilen. Die behördlichen Schikanen, denen der ganze Sperisen-Clan in Genf ausgesetzt war, scheinen mit dem Umzug nach Bern ein Ende zu nehmen.

## Aseptische Begründung über 146 Seiten

Erwin Sperisen bleibt weiter unter Hausarrest, den die Genfer Justiz vor einem Jahr verfügte,

nachdem sie ihn auf Befehl des Bundesgerichtes aus der Untersuchungshaft entlassen musste. Rund um die Uhr überwacht durch eine Fussfessel, wird er sich fortan in Bern zweimal pro Woche bei der Polizei melden müssen. Sorgen bereitet ihm vor allem die Gesundheit. Fünf Jahre Isolationshaft und der damit verbundene Mangel an Bewegung haben seinen Diabetes verschlimmert. Derselbe Justizapparat, der den Lustmörder Fabrice Anthamatten zur Pferdetherapie und damit seine Betreuerin Adeline M. in den Tod schickte, hatte dem angeblich hochgefährlichen Erwin Sperisen



*Rund um die Uhr überwacht:* Erwin Sperisen (sitzend) mit seiner Familie in Genf.

während fünf Jahren ungeachtet aller ärztlichen Appelle eine sportliche Betätigung im Gefängnis von Champ-Dollon verweigert.

Immerhin macht das Genfer Appellationsgericht nun vorwärts. Offenbar möchte man das leidige Kapitel schliessen. Anfang Juli, rekordverdächtige zwei Monate nach der Hauptverhandlung, lag bereits eine 146 dicke Urteilsbegründung vor. Das Bundesgericht hatte für dasselbe Dossier zwei Jahre gebraucht. Sperisens Verteidiger vermuten, dass die Urteilsbegründung in grossen Teilen bereits vorlag, als der dritte Prozess Ende März über die Bühne ging. Zumindest jene Richter, die in letzter Minute noch eingewechselt wurden, konnten den Aktenberg gar nicht studiert haben.

Wie Sperisen-Verteidiger Giorgio Campa einräumt, hebe sich die neue Begründung von den früheren Urteilen ab: «Das Ganze ist nicht mehr so irr» («moins délirant»). Anders als früher werden im neuen Verdikt Widersprüche

gegeneinander abgewogen, da und dort auch Einwände und Ausführungen des Angeklagten mit einbezogen oder zumindest erwähnt. Auch formal ist das neue Urteil, welches der *Weltwoche* vorliegt, übersichtlicher und nachvollziehbar aufgliedert.

Gerade hier liegt gemäss Campa allerdings auch eine gewisse Perfidie: Die haarsträubendsten Unstimmigkeiten in den Aussagen der Hauptzeugen und eklatanten Lücken in den nicht überprüfbaren Ermittlungen der halbstaatlichen Untersuchungskommission (Cicig) im fernen Guatemala sind nach der Rüge des Bundesgerichtes aus dem Recht gefallen. Nur sind sie damit nicht aus der Welt geschafft. Sie sind bloss nicht mehr erkennbar. Dass 2006 bei einer Grossrazzia im Gefängnis El Pavón mehrere Häftlinge von privaten Sonderkommandos hingerichtet wurden, steht gemäss Bundesgericht fest. Die Führer dieser Kommandos – Victor Rivera und die Gebrüder Benitez – sind bekannt. Nur wurden sie nie ins Recht gefasst oder befragt, zumal sie später alle selber ermordet wurden. Die zentrale Frage ist eine andere: Hatte Erwin Sperisen, der als politischer Chef der Polizei keine Befehlsgewalt über die Kommandos innehatte, mit den Exekutionen zu tun?

Der neue Schuldspruch aus Genf stützt sich im Wesentlichen auf die Aussagen von zwei Kronzeugen – Luis Linares und Leonel Jocol –, die von der Cicig mit Strafverschonung und einem Einreisevisum nach Kanada für die ganze Familie belohnt wurden. Letzteres wurde allerdings erst bekannt, als die beiden ihre Aussagen in Genf bereits deponiert hatten. Nach Meinung der Genfer Richter ist dieser Aspekt aber unerheblich, da ein Exil ebenso als Nachteil empfunden werden könne. Widersprüche in den Aussagen dieser Kronzeugen machten diese im Übrigen nicht als Ganzes unglaubwürdig.

Keiner der Kronzeugen belastet Erwin Sperisen direkt. Er befand sich zur fraglichen Zeit nachweislich nicht im Umfeld des Geschehens, sehr wohl aber – neben Dutzenden von Uniformierten aller Gattungen – der Polizeikommandant Javier Figueroa. Figueroa, ein Jugendfreund von Sperisen, hatte den Auftrag, den betreffenden Sektor zu überwachen. Nach Meinung der Genfer Richter konnten ihm die Machenschaften der Kommandos nicht entgangen sein. Folglich musste Sperisen von den Exekutionen erfahren und zumindest nichts dagegen unternommen haben.

Aus welchen Gründen die Häftlinge erschossen wurden, bleibt offen. War es eine Abrechnung unter «Narcos»? Figueroa führte später eine Ermittlung gegen den Kommandochef Victor Rivera, wie im Urteil erwähnt wird, allerdings in einem anderen Zusammenhang. Verbindungen ins Drogenmilieu hatten sicher auch die als Mitarbeiter der US-Drogenbehörde DEA bekannten Benitez-Brüder. Hatte der

oberste Vollzugschef Alejandro Giammattei die Killer auf die Häftlinge angesetzt, weil diese ihn und seine Familie vor der Razzia mit dem Tod bedroht hatten? Tatsache ist, dass die meisten Toten der obersten Knasthierarchie angehörten. Hat man sie eliminiert, um die

---

## Aus welchen Gründen die Häftlinge erschossen wurden, bleibt unerklärt.

---

Kontrolle über das Gefängnis wieder-zuerlangen? Vieles ist denkbar, nichts lässt sich nachweisen.

Bezüglich Sperisens Motiven fehlt im aseptischen Urteil jegliche Erwägung: Sie bleiben unbekannt, seien aber auf jeden Fall «nicht altruistisch» gewesen. Zwar ist auch den Genfer Richtern nicht entgangen, dass sich Guatemala nach drei Jahrzehnten Bürgerkrieg in einem Zustand allgemeiner Verwahrlosung und des Faustrechtes befand. Umso mehr wäre es Sperisens Aufgabe gewesen, so die Belehrung aus den Genfer Amtsstuben, dem inexistenten Rechtsstaat Nachachtung zu verschaffen. Straferschärfend wurde dem Angeklagten sodann vorgehalten, dass er Kritik an den «Protagonisten, internationalen Organisationen und juristischen Autoritäten» geübt und damit deren Ansehen «beschmutzt» («salir») habe. Wie das Gericht zum Strafmass von 15 Jahren Gefängnis kam, wird nicht weiter ausgeführt. Es entspricht einfach Bertossas Antrag.

### Schuld auf den Abwesenden verlagert

Die Umlagerung der Hauptschuld auf den operativen Kommandanten Javier Figueroa hat einen Haken: Sperisens «Jugendfreund» wurde 2013 nach einem aufwendigen Geschworenenprozess in Österreich rechtsgültig freigesprochen – und zwar in exakt derselben Sache, für die er in Genf nun in Abwesenheit summarisch verurteilt wurde, ohne dass man ihn auch nur angehört hätte. Irgendwelche neue Beweise oder Erkenntnisse hat es seit dem österreichischen Prozess keine gegeben.

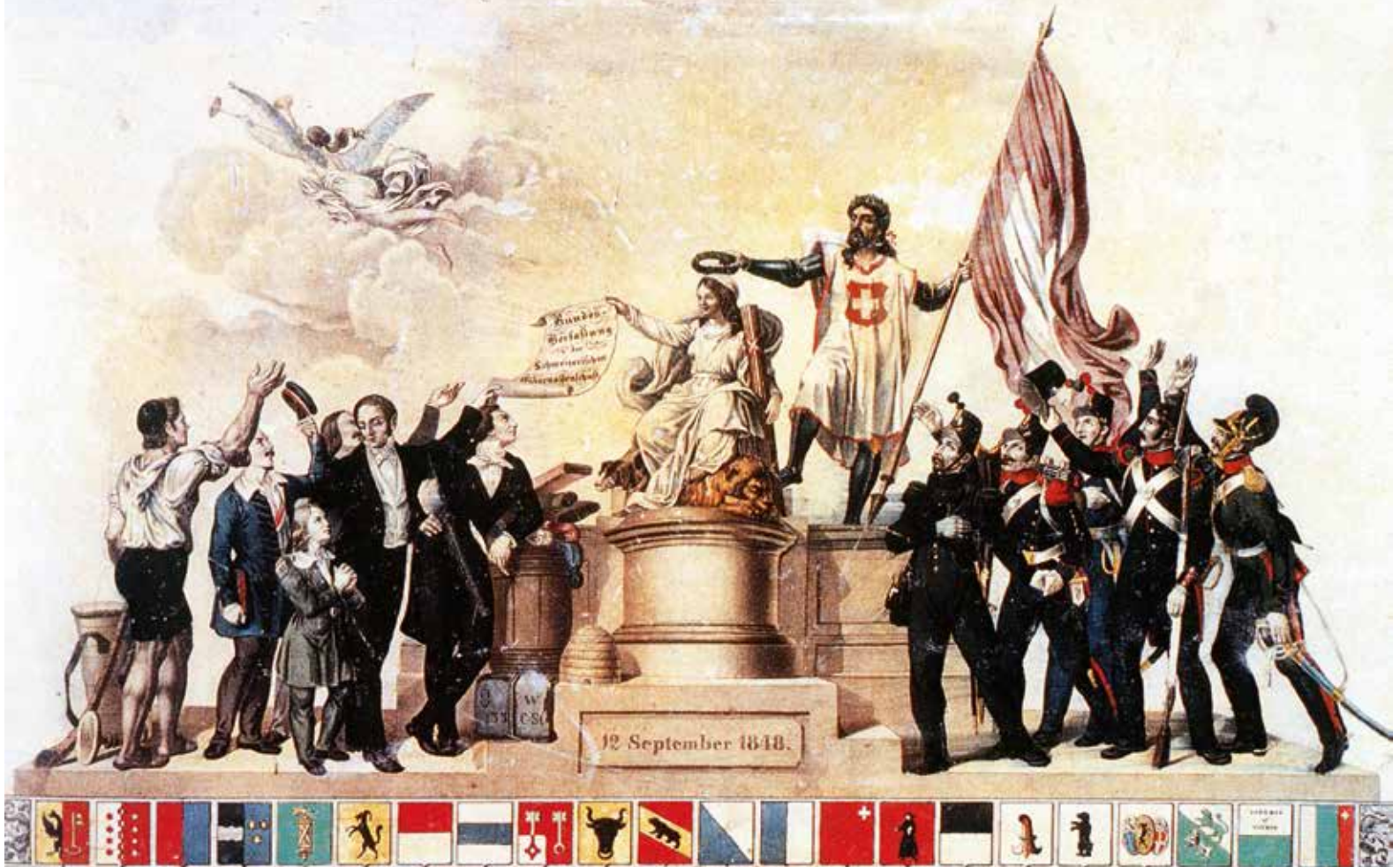
Die Genfer Richter sahen keinen Anlass, die Qualität der Untersuchung der Cicig anzuzweifeln: «Es handelt sich dabei um eine Institution, die das Ziel verfolgt, die Probleme zu bekämpfen, die den guatemalteckischen Staat bedrohen.» Wenn dieses Ziel vorgegeben war, dann wurde es auch erfüllt. Den Freispruch der österreichischen Geschworenen erklärten die Richter dagegen mit einem Federstrich zur Makulatur.

Das Bundesgericht muss nun entscheiden, wem es mehr Gewicht einräumt: einem unabhängigen Gericht in Österreich oder einem lateinamerikanischen Juristengremium in Guatemala, das formell zwar unabhängig agiert, aber nur auf Geheiss der jeweiligen Regierung ermitteln darf. ○



# Schweiz 1848: Demokratie für den Werktag

Das Werden der Bundesverfassung von 1848 wurde von Rolf Holenstein nach unpublizierten Protokollen neu recherchiert. Die Gründungszeit der modernen Schweiz eignet sich nicht für Heldenmythen. Dennoch bleibt die Verfassung ein genialer Wurf. *Von Pirmin Meier*



Das Volk zu seinem Glück zwingen? Allegorie auf den neuen Bundesstaat von 1848.

Die seit langem schwelende Debatte um den Schweizer Nationalfeiertag macht mir wie das hilflose Suchen nach einer neuen Nationalhymne den Eindruck eines Scheingefechtes. Soll man ihn gemäss dem ältesten datierten Bundesbrief weiterhin am 1. August begehen? Oder angemessener am 12. September, dem Datum der Erwirkung der ersten Bundesverfassung von 1848? Im Sinn einer Neuerung engagieren sich die Nationalräte Heinz Siegenthaler (BDP) und Cédric Wermuth (SP) für den 12. September. Der Tag stehe für «selbstgewählte Demokratie» (Wermuth), mithin für den in Deutschland als politisch korrekt geltenden «Verfassungspatriotismus».

Die Geschehnisse des Revolutionsjahres 1848 sind dank einem neuen Buch von Histori-

ker Rolf Holenstein, einem ehemaligen *Weltwoche*-Redaktor, besser dokumentiert denn je («Stunde Null. Die Neuerfindung der Schweiz 1848. Die Privatprotokolle und Geheimerichte»). Aber Anlass für die Verschiebung des Nationalfeiertags besteht nicht. Verfassungs-

## Landjäger und andere Beamte schrieben auf, was und wie die Leute gestimmt hatten.

euphorie über die angeblich selbstgewählte Demokratie herrschte zumindest bei einigen der einst 22 «souveränen» Kantone um 1848 keineswegs. Uri, Schwyz, Nidwalden, Obwalden, Innerrhoden und das Oberwallis haben 1848, 1872, 1874 und 1999 alle ihnen bis heute

vorgelegten Bundesverfassungen mehrheitlich abgelehnt. Zug konnte sich 1999 gerade noch zu einem knappen Ja durchringen. Innerrhoden brachte es 1848 auf mickrige 7 Prozent Ja-Stimmen. Die Landsgemeinde von Glarus war hingegen dafür mit imponierenden 4000 gegen eine einzige Gegenstimme, die bei einer offenen Abstimmung alteidge-nössischen Mut brauchte.

## Undemokratisch durchgezwängt

Mit letzterer Methode, offenen Abstimmungen in den Gemeinden, hat man 1848 im führenden Sonderbundskanton Luzern die Bundesverfassung durchgezwängt. Allzu demokratisch und freiheitlich ging es dabei nicht zu: Landjäger und andere Beamte schrieben auf, was und wie die Leute gestimmt hat-

ten. Die Opposition befand sich damals teilweise im Ausland; zu Hause war sie oft der bürgerlichen Ehren und Rechte beraubt. Zur Sicherung des Ergebnisses zählte man überdies die abwesenden Männer als Ja-Stimmende. Wer von der Schweiz des Jahres 1848 schwärmt, dürfte Putins Krim-Plebiszit von 2015 eigentlich nicht verurteilen. Auf der Krim gab es damals weniger Tote, weniger angezündete und geplünderte Bauernhöfe als bei unserem idealisierten Sonderbundskrieg.

Das Völkerrecht wurde in der ersten Bundesverfassung auch deswegen nicht genannt, weil die Überstimmung der in die Minderheit versetzten katholisch-konservativen Kantone nach den völkerrechtlich verbindlichen Bestimmungen vom Wiener Kongress (1815) zumindest umstritten schien. Der erste Bundespräsident der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Jonas Furrer, wollte sich gemäss einer Erklärung zuhanden der damaligen Grossmächte von solchen Argumenten und zumal von ausländischer Einmischung aber nicht beeindrucken lassen. Völkerrecht bedeutete für ihn die Anerkennung unserer Grenzen und die immerwährende bewaffnete Neutralität.

Auch in der Westschweiz herrschte nicht nur eitel Begeisterung für die neue Verfassung. Ohne starke föderalistische Bremsen hätte man sie bestimmt nicht akzeptiert. Das Zweikammersystem war eine *Conditio sine qua non*, eine Bedingung auch dafür, dass in der Schweiz die verschiedenen Sprachnationen nicht nur zusammenarbeiten müssen. Sie sollen einander so weit wie möglich auch in Ruhe lassen.

### Presseprozesse

In Freiburg war nach einer manipulierten Parlamentswahl eine Volksabstimmung schon gar nicht zu riskieren. Den gefährlichsten Antiliberalen, den eigenen Bischof, übergab man im Herbst 1848 den Waadtländern zur Einkerkung im feuchten Schloss Chillon. Bei der Überführung hörte der Gefangene Pöbelrufe wie «Hängt ihn! Hängt ihn!». Bundesrat Daniel-Henri Druet war es etwas peinlich, sodass Bischof Etienne Marilley dann bis 1856 ins savoyische Exil weitergeschickt wurde. Der Prälat hatte sich schon gegen die Eidesleistung auf die wenig kirchenfreundliche Kantonsverfassung gewandt. Stärker als mit einer Verfassung identifizierte sich das Landvolk von Freiburg damals mit der Dorfheiligen Marguerite Bays (1815–1879). Die Verfassung war aber insgesamt besser als die Leute, die in einigen Kantonen das Volk zu seinem Glück zwingen wollten.

So setzte zum Beispiel der Bundesrat durch, dass ein reformierter Dorfwirt im Greyerzerland auf dem katholischen Friedhof beerdigt werden durfte. Im Wallis war noch zu Zeiten vor der Bundesverfassung der erste in Turtmanns Friedhof beigesetzte Reformierte

kurzerhand wieder «ausgelocht» worden. Mit diesem makabren Beispiel für Probleme, die in der modernen Zeit bundesstaatlich gelöst werden müssten, setzte sich Zürichs Eisenbahnpionier Alfred Escher für ein gesamtschweizerisches Zivilrecht ein. Von Föderalismus beim Heiraten und Beerdigten hielt er nichts – und am allerwenigsten beim Bahnbau und beim Strassenbau. Darum war der Grosskapitalist gegen die Schaffung eines Ständerates und andere kantonsfreundliche Bestimmungen von 1848.

Mit Verfassungspionieren wie Ulrich Ochsenbein (Bern) und James Fazy (Genf) lehnte Escher die Beschränkung der Vollbürgerschaft in einem «Vaterland der Christen» ab, für welche traditionelle Diskriminierung beispielsweise gegenüber Juden sich die Verfassungsväter von 1848 aber noch entschieden hatten. Für die Mehrheit der schon länger in der Schweiz Lebenden brachte die Verfassung ein Plus an Bürgerrechten und für alle einen einheitlichen Wirtschaftsraum. Voraus war man auch in Sachen Todesstrafe.

Nicht zuletzt deshalb, weil der Nationalratspräsident von 1848/49, der Frauenarzt, Zeitungsbesitzer und Freischarenführer Jakob Robert Steiger, 1845 dem Erschiessungskommando nur durch Flucht aus Luzerns Kesselturm entronnen war. «Wegen politischer Vergehen darf kein Todesurteil gefällt werden», setzte im Spätwinter 1848 der liberale Freiheitsheld als Mitglied der Verfassungskommission durch. Deswegen musste dann im Kanton Aargau in den 1850er Jahren der konservative Freischärler, Grossrat, Offizier, Redaktor und Dichter Xaver Wiederkehr begnadigt werden, wenn auch mit lebenslänglicher Aberkennung der bürgerlichen Ehren und Rechte.

Kurz vor dem Sonderbundskrieg wäre es beim militärisch ehrgeizigen Ochsenbein (er hätte sich die Rolle des Generals Dufour zugezogen) fast noch so weit gekommen, dass die Auseinandersetzung zwischen liberalen, radikalen und konservativen Kantonen in Form des Stellvertreterkrieges über ein Duell unter Offizieren ausgefochten worden wäre. Als der Landammann von Schwyz, Theodor Ab-Yberg, Ochsenbein öffentlich als Banditen beschimpft hatte, forderte dieser Genugtuung mit der Waffe. Ein Zweikampf mit Pistolen, Sekundanten und Paukarzt (Steiger) wäre damals nur gerade am Stadtrand von Basel wohl noch toleriert worden. Zur abgemachten Stunde erschien jedoch mit Bereitschaft zur Ersten Hilfe nur Stei-

ger. Ochsenbein war von seiner schwangeren Frau Vernunft beigebracht worden. Ab-Yberg erinnerte sich daran, dass der Papst Duelle verurteilte. Auch für die *Neue Zürcher Zeitung* war ein Duell kein geeignetes Instrument mehr für Problemlösungen auf der Basis von persönlicher Initiative.

Die Meinung, dass die politischen Manieren und besonders die Presse um 1848 und zuvor wie auch später kultivierter gewesen seien als bei Hetzkampagnen in der Schweiz im 20. und 21. Jahrhundert, beruht auf Idealisierung jener Zeit. Fortwährende gemeine Polemiken führten allenthalben zu Presseprozessen. Journalisten wurden selbst und erst recht von liberalen Politikern sogar an der Fasnacht öffentlich geohrfeigt, so ein Herausgeber einer konservativen Zeitung vom Badener Stadtammann. Das Resultat des gerichtlichen Nachspiels hing fast immer von der Parteifarbe der Richter ab.

### Ein Meisterwerk

Der politische Stil von 1848 eignet sich nicht für Heldengeschichten. Ochsenbeins Gesinnungsfreund Steiger, im Film von Xavier Koller der

«Galgensteiger» genannt, verbreitete nach dem gemeinen Politmord an Luzerns Katholikenführer Josef Leu wider besseres Wissen, der Mann habe Selbstmord begangen. Selbst ein so grosser Philosoph wie der für die Bundesverfassung von 1848 mit wegleitende Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866), in Wien einst Freund von Beethoven und Kämpfer für die Unabhängigkeit der Schweiz, liess sich 1865 als Verteidiger «seiner» Verfassung von 1848 zu Polemiken verleiten, im Alter zu antisemitischen Ausfällen im Kampf gegen den Handelsvertrag mit Frankreich (1865/66), den «Bilateralen» der damaligen Zeit.

Eine Lieblingspolemik der Liberalen von 1848 gegen die Radikalen betraf als Asylanten eingewanderte deutsche Akademiker, so zum Beispiel die berühmten Nassauer Brüder Wilhelm und Ludwig Snell. Trotz anerkennenswerter staats-theoretischer Ansätze hatten dieselben aus Sicht Ochsenbeins wenig Sinn für schweizerische Eigenart. Dem Sonderbundsführer Constantin Siegwart-Müller wurde ununterbrochen und sogar mit Bibelziten vorgehalten, dass er ein fremder deutscher Mietling sei. Das Feindbild von insgesamt sieben meist unpolitischen Jesuiten in Luzern übertraf als religionspolitischer Vorwand für Bürgerkriegsausbrüche alles, was man heute in Westeuropa als Islamophobie verurteilt.

>>>



Büste von Ulrich Ochsenbein.

### Der Sonderbundskrieg wäre fast über ein Duell unter Offizieren ausgefochten worden.

Diese Hintergründe ändern aber nichts daran, dass im europäischen Kontext die Verfassung bei kollektiver Erarbeitung in nur 31 Sitzungen zwischen dem 17. Februar und dem 8. April 1848 ein genialer Wurf blieb. Ein «Meisterwerk» (Thomas Hürlimann) auf der Grundlage von noch gescheiterten Vorarbeiten aus der Zeit von 1831 bis 1833, darunter auch die behutsame und keineswegs sklavische Übernahme angepasster Elemente der amerikanischen Verfassung. Die Idee darf nicht nur dem Staatsphilosophen Troxler gutgeschrieben werden.

Dies alles, einschliesslich der Kärnerarbeit von Transkriptionen, hat Rolf Holenstein im soeben erschienenen zweiten Band eines historischen Lebenswerks für eine an der Schweiz noch interessierte Leserschaft im Rang eines Standardwerks geleistet. Was wir über die späteren Bundesräte Wilhelm Matthias Naeff (St. Gallen), Josef Munzinger (Solothurn), Henri Druoy (Waadt) erfahren, ist in Porträt gefasste grosse Schweizer Geschichte mit Proportionen, die oftmals über herkömmliche Einschätzungen hinausreichen. Auch das Porträt des Aargauer Friedrich Frey-Herosé, des ersten bedeutenden Aussenwirtschaftspolitikers im Bundesrat, ist in seiner differenzierenden Charakteristik ein Stück kunstvolle Historiografie.

### Revolution der Freiheit

Etwas vernachlässigt hat Holenstein freilich die Aargauer Innenpolitik. Wie Frey-Herosé mit seinem stärksten politischen Gegner umgegangen ist, dem katholischen Intellektuellen und Görres-Schüler Johann Nepomuk Schleuniger, dem in Baden geohrfeigten Journalisten, dessen berufliche Existenz als Lehrer er vernichtete, kommt ebensowenig zur Darstellung wie Freys Versagen als Aargauer Militärdirektor im Zusammenhang mit dem von Ochsenbein angeführten zweiten Freischarenzug. Die missglückte jämmerliche Aktion vom Frühjahr 1845 trug dazu bei, die Sonderbundskantone ihrerseits zu radikalisieren. Eindrücklich ist Holenstein die Darstellung des innenpolitisch gescheiterten Schwyzer Liberalen Melchior Diethelm gelungen. Obwohl er längst nicht mehr für seinen Kanton sprechen konnte, hat er in Verbindung mit dem Philosophen Troxler die in der Verfassungskommission wohl kreativsten Beiträge zur Entstehung des Zweikammersystems geleistet.

Im Rückblick auf die wohl bedeutendste Epoche (das Wort heisst Zeitenwende) der

Schweizer Verfassungsgeschichte bleibt grundlegend, dass Rolf Holenstein, heute 72, in akribischer Gründlichkeit zwei möglicherweise auf Dauer nachhaltige Werke der Schweizer Geschichtsschreibung verfasst hat. Dabei gerät Holensteins erstes Hauptwerk über Ochsenbein, für sich allein wohl noch zu stark als Ehrenrettung konzipiert, mit der über tausendseitigen Gesamtdarstellung der Geburt der Bundesverfassung in die angemessenen Proportionen.

Mit seiner monumentalen Biografie von Ochsenbein, des Tagsatzungsvorsitzenden von 1847 und Bundesrates von 1848 bis 1854, ist es Holenstein als einem der wenigen historischen Forscher gelungen, das hartnäckige Negativklischee einer historischen Figur massgeblich zu brechen. 125 Jahre nach dem Tode des einst verfeimten, zugunsten seines Intimfeindes Jakob Stämpfli abgewählten Bundesrates gelangte die einstige Randfigur der Schweizer Geschichte im Schlosshof von Nidau doch noch zu einem verdienten Denkmal.

Nicht zufällig hat Holenstein sein wuchtiges Œuvre zur Bundesverfassung von 1848 auf den 5. Juli 2018 datiert. Der Tag erinnert an die Eröffnungsrede von Tagsatzungspräsident Ochsenbein am 5. Juli 1847 zu einer der denkwürdigsten eidgenössischen Tagsatzungen kurz vor dem Sonderbundkrieg. Eine auch an die Vertreter der ausländischen Monarchien gerichtete Rede im Stil von Mirabeau, dem Revolutionär im Ballhaus von Versailles 1789.

Auf gar keinen Fall wollte man sich die schweizerische Innenpolitik wie zu Zeiten Napoleons und noch 1815 von ausländischen Potentaten diktieren lassen. Unbeschadet der Verdienste dieser Antidemokraten, die wie Napoleon der Schweiz innenpolitische Fortschritte und wie Österreichs von Metternich, der russische Zar, England, Preussen und Frankreich 1815 die immerwährende Neutralität und gesicherte Grenzen völkerrechtlich anerkannt hatten. Damit waren für die Schweiz, wie bei heutigen Verträgen, internationale Verpflichtungen verbunden. Diese wollte man sich aber nicht von aussen interpretieren lassen. Eine Revolution der Freiheit wird überdies stets mit bestehenden Rechtsordnungen in eine gewisse Spannung geraten. Dessen waren sich auch liberale Katholiken wie der Philosoph Troxler und der spätere Solothurner Bundesrat Munzinger bewusst. Irgendwann muss der gordische

Knoten durchhauen werden, selbst wenn es Opfer kostet.

### Verfassungswidrig zum Bundesstaat

Dazu die Bilanz des Historikers Holenstein: «Das zu knapp 90 Prozent katholische Solothurn etwa [...] hätte ohne verfassungswidrige Gewaltanwendung der Regierung Munzinger, ohne die Drohkulisse dreier an die Grenze geschobener Berner Bataillone, ohne Massenverhaftungen und Schauprozesse zweifellos den gleichen Weg eingeschlagen wie Luzern (Haupt des Sonderbundes) – und die Geschichte des Landes einen anderen Weg, als den, den sie einschlug.»

In diesem Sinn und Geiste kündigte Ochsenbein als auch innenpolitisch umstrittener Tagsatzungsvorsitzender bei der Rede seines Lebens an, «die Schweiz werde auch gegen das ausdrückliche Verbot der Grossmächte und trotz ihren Interventionsdrohungen einen demokratischen Bundesstaat aufbauen». Den damaligen Beherrschern Europas prophezeit er unverhohlen ihren baldigen Zusammenbruch. Dies beeindruckte um 1848 auch Karl Marx und Friedrich Engels, die Verfasser des «Kommunistischen Manifests».

Ochsenbeins späterer Bundesratskollege Friedrich Frey-Herosé urteilte über die Wirkung dieser Rede: «Mit Erstaunen und Unmut hörten die fremden Gesandten die Rede des Präsidenten an, die so ganz von der üblichen Form solcher Ansprachen abwich. Da waren keinerlei allgemeine Phrasen, sondern ein Programm ausgesprochen worden, wie die zerfallende Eidgenossenschaft wieder zu Eintracht, Kraft und Ansehen gebracht werden konnte.» «Die Geburt der Schweiz» über-titelt das NZZ- *Geschichte*-Magazin eine Son-



Siegel der Verfassung von 1848.

Nur überschaubare Nationen können daran denken, Demokratie zuzulassen.



Gesamtschweizerisches Zivilrecht: Alfred Escher.





*Willensnation:* Ignaz Paul Vital Troxler.



*Flucht aus dem Kesselturn:* Jakob Robert Steiger.

der Nummer mit Schwerpunkt 1848. Beim legitimen Bestreben, mit alten Klischees aufzuräumen, muss man sich allerdings vor der Versuchung hüten, altgewohnten Unsinn aus der Schweizer Geschichte mit neuen oder

### Internationale Verpflichtungen wollte man sich nicht von aussen interpretieren lassen.

auch nicht mehr ganz neuen unhistorischen Verkürzungen zu ersetzen. Ausdrücke wie «Stunde Null» und «Erfinder der modernen Schweiz» entsprechen wohl kaum der Handschrift von Hegels Weltgeist, wenn vom Fortschritt in der Schweizer Geschichte die Rede ist. Dabei hält sich aber der Autor von parteilicher Geschichtsschreibung fern, derzufolge etwa die Radikalen die Guten, die gemässigten Liberalen die kapitalistischen Opportunisten und die Konservativen schlechthin die Reaktionäre gewesen sind, die angeblich in der Schweiz eine klerikale Diktatur errichten wollten.

### Distanz zu Sprache und Ethnie

Zu den bedeutendsten Verdiensten von Holensteins dickleibiger Verfassungsgeschichte, die wie selten ein Buch dieser Art in einem dokumentierten, leserfreundlichen Erzählstil verfasst ist, gehören die Kapitel über geistige Grundlagen, die für einmal weit hinter dem üblichen Verweis auf die nicht zufällig gescheiterte Helvetische Einheitsrepublik (1798–1803) zurückweisen. Für die Schweizer Freiheitsgeschichte spielt unabhängig vom französischen Einfluss die einheimische geistige Freiheitstradition der früheren Aufklärung eine Rolle. Auf der anderen Seite darf man den Einfluss der deutschen idealistischen Philosophie nicht unterschätzen. Holenstein hebt mit überzeugenden Argumenten den im-

posanten, für die Geschichte der Demokratie ungenügend aufgearbeiteten Rang von Genfer Intellektuellen hervor. Zum Beispiel den des Rechtsgelehrten und Herausgebers von Montesquieu, dem Klassiker der Gewaltentrennung, Jean-Jacques Burlamaqui (1694–1748), der für die amerikanische Unabhängigkeitserklärung wichtig wurde.

Sodann des neunzehn Jahre lang auf der Aarburg eingesperrten Landesvermessers, Thermometerbauers und ersten Verfechters von Volksabstimmungen über Grossbauprojekte als epochales Modell für die Weltgeschichte der direkten Demokratie. Gemeint ist Micheli du Crest (1690–1766), nachweisbar der politische Erwecker von Jean-Jacques Rousseau. Dessen Demokratietheorie war eher für Korsika und die Schweiz gedacht als für Frankreich oder gar die Europäische Union. Nur überschaubare, aber doch nicht zu kleine und

nicht zu arme Nationen können daran denken, Demokratie als Mitbestimmung des Bürgers im Ernst zuzulassen. Der demokratische Weltstaat verschwimme im Nirgendwo, vermerkte kürzlich in einem Anfall von Altersweisheit der Publizist Frank A. Meyer.

Was bei Rolf Holenstein in den beiden Bänden über Ochsenbein und die Verfassungsgeschichte auf zusammen 1830 Seiten transparent wird, dokumentiert zwar nicht die Geburt der Schweiz, sehr wohl aber die unbedingte Notwendigkeit, aus einem Flickenteppich von 22 Klein- und Kleinstrepubliken (mit dem noch unterdrückten Jura) eine Nation zu machen. Das Brauchbare an diesem Begriff der Nation, zu dem der Philosoph Troxler mit seinem Verfassungsentwurf von 1832 massgebend beigetragen hat, ist die Distanz zu Sprache und Ethnie, was zum Beispiel die heutige Diskussion bei Rechten in unserem nördlichen Nachbarland über «Biodeutsche» verdirbt. Dass eine «Willensnation» endlich auch mal «wollen muss», wie es alt Bundesrat Kaspar Villiger in einem Buchtitel auf den Punkt gebracht hat, lag trotz aller kritischen Relativierungen nie offenkundiger zutage als bei der Entstehung der Bundesverfassung von 1848. Es handelt sich bei einer brauchbaren Verfassung nie bloss um Phrasen für Feiertagsreden, eher schon um ein Arbeitsinstrument zur Gewährleistung von Freiheit.

Der Bundesstaat war im europäischen Kontext von 1848 ein Triumph des Augenblicks, dem dank vermittelndem Augenmass das Glück der Dauer verliehen wurde.

**Rolf Holenstein:** Stunde Null. Die Neuerfindung der Schweiz 1848. Die Privatprotokolle und Geheimberichte. Echtzeit. 1080 S., Fr. 66.90

**Ders.:** Ochsenbein. Erfinder der modernen Schweiz. Echtzeit. 656 S., Fr. 51.90



Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

## Digitalisierung: Eine Chance im KMU-Alltag

ab Montag, 27. August 2018, täglich um 17.35 Uhr auf





und ab Montag, 3. September 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:  
[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Israels treuer Beistand

US-Präsident Donald Trump verwirrt oft Freund und Feind. Dennoch beeindruckt seine Leistungsbilanz – vor allem im Nahen Osten.

Von *Isi Leibler*

Das Treffen von Präsident Donald Trump mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin sorgte für einen beispiellosen Aufschrei der Empörung. Trump sei nicht für Amerika eingetreten, hiess es, sein Auftreten sei «beschämend» und «würdelos» gewesen, selbst «kriminelles Fehlverhalten» wurde ihm vorgeworfen. Der ehemalige CIA-Direktor John Brennan meinte gar, Trumps Auftritt grenze an «Landesverrat».

Seine Bemerkungen über die amerikanischen und russischen Geheimdienste waren in der Tat verstörend. Schon zuvor hatte er sich bei seinem Brüsseler Treffen mit den Europäern kritisch über die Nato geäussert. Selbst republikanische Parteifreunde, die die Pressekonferenz mit Putin verfolgten, rieben sich ungläubig die Augen. Doch ungeachtet dieses Sperrfeuers von Kritik gab Trump wenig später bekannt, dass er Putin nach Washington eingeladen habe.

Niemand wird bestreiten, dass Trump sich wie ein Clown aufführt und zu Vulgarität neigt. Er schießt aus der Hüfte, sagt, was ihm gerade einfällt, widerspricht sich oft und schreibt am laufenden Band kindische Tweets.

## Deutliche Belebung

Tatsache ist, dass er viele Fehler gemacht und impulsiv Bestimmungen erlassen hat, ohne sich um die Details zu kümmern (wie etwa bei der Verschärfung der Einwanderungsgesetze), und auf diese Weise für völlig unnötiges Chaos gesorgt hat.

Andererseits hat er – im Grossen und Ganzen – die katastrophalen Auswirkungen der Politik seines Vorgängers Barack Obama ausgeglichen, der, in seinem unbedingten Streben nach Frieden, alte Verbündete der Amerikaner vor den Kopf gestossen, das iranische Terrorregime hofiert und dabei den globalen Einfluss der Vereinigten Staaten geschwächt hat.

Trump trat seine Präsidentschaft unter dem Motto «America first» an, das seine wütenden Gegner sofort mit dem europäischen Faschismus gleichsetzten.

Wenn wir Trumps Bilanz beurteilen wollen, empfiehlt sich eine Analyse der Fakten.

**Wirtschaft:** Trump hat eine Reihe von massiv kritisierten Massnahmen eingeführt, die im Ergebnis aber zu signifikant positiven Wirtschaftsindikatoren und zu einer deutlichen Belebung des Aktienmarkts geführt haben.

**Einwanderung:** In seiner Entschlossenheit, nicht dem desaströsen Vorbild der Europäer



«Ausgezeichnete Zusammenarbeit»: Ministerpräsident Netanjahu (l.), Trump.

zu folgen, erliess Trump strikte Beschränkungen, um zu verhindern, dass das Land von muslimischen Migranten überschwemmt wird. Diese Massnahmen wurden ungeschickt eingeführt, aber auf lange Sicht wird Trumps Einwanderungspolitik als kluge Entscheidung anerkannt werden.

**China:** Nachdem Trump ausgeglichene Handelsbeziehungen mit China gefordert und vor andauernden Verstössen gegen Urheberrechte amerikanischer Unternehmen gewarnt hatte, verblüffte er die Welt mit der Einführung von Zöllen im Wert von 200 Mil-

liarden Dollar auf chinesische Waren, die amerikanischen Produkten Konkurrenz machen. Er drohte damit, die Zölle auch auf Autos auszuweiten. Die Chinesen verhängten daraufhin Einfuhrzölle auf amerikanische Güter und warfen Trump vor, er wolle einen Handelskrieg und verstosse gegen die Regeln der Welthandelsorganisation (WTO). Noch ist unklar, wie es weitergeht, aber viele Beobachter glauben, dass Trumps Ansatz sich als erfolgreich herausstellen wird: dass China eine fairere Exportpolitik betreiben und die katastrophale US-Handelsbilanz sich zum Positiven wenden wird.

**Europa und die Nato:** Trump schockierte die Europäer und die europäischen Politiker, als er den Wert der Nato in Frage stellte und auf die Abhängigkeit der Europäer von Amerika hinwies. Er warnte, dass Amerika eigene Wege gehen und die Europäer nicht mehr mit amerikanischen Steuergeldern subventionieren werde, wenn sie die eigenen Verteidigungsausgaben nicht von zwei auf vier Prozent des Bruttoinlandsprodukts erhöhen. Er wies darauf hin, dass Deutschland, die stärkste Wirtschaftsnation in Europa, gegenwärtig nur 1,2 Prozent des BIP für Verteidigung ausgibt.

Dies sorgte allenthalben für Empörung, doch am Ende werden die Europäer einlenken, und Trump wird sich bestätigt sehen.

**Iran:** Trump hat den Krieg gegen den Terror deutlich intensiviert. Er hat mit den Iranern gebrochen und ist im Begriff, massive Sanktionen zu verhängen, die zum Zusammenbruch des Regimes führen könnten.

**Nordkorea:** Trump hat direkte Gespräche mit dem nordkoreanischen Machthaber Kim Jong Un initiiert, um ihn zu einem Verzicht auf Atomwaffen zu bewegen. Was am Ende dabei herauskommen wird, ist ungewiss, aber dass überhaupt verhandelt wird, ist schon ein bemerkenswerter Erfolg.

**Russland:** Putins Russische Föderation ist ein autoritärer Staat, aber weit entfernt von der totalitären Sowjetunion.

---

## Am Ende werden die Europäer einlenken, und Trump wird sich bestätigt sehen.

---

Ob sich die Behauptung, Russland habe sich in den US-Wahlkampf eingemischt, nun beweisen lässt oder nicht – kaum jemand glaubt ernsthaft, dass eine solche Intervention das Ergebnis beeinflussen könnte.

Trotz erheblicher Meinungsverschiedenheiten, vor allem punkto Iran, haben Trump und Putin vereinbart, im Kampf gegen den Terrorismus zusammenzuarbeiten.

Für diese Haltung wurde Trump heftig von den US-Medien gescholten, aber wenn es ihm gelingt, zu einem Abbau der Spannungen beizutragen, einen neuen kalten Krieg zu vermeiden und in gewissem Umfang sogar mit den Russen zusammenzuarbeiten, wird auch dies als wichtiger Erfolg anerkannt werden.

**Israel:** Aus Sicht der meisten Israelis hat sich die Wahl Trumps als wahres Geschenk des Himmels erwiesen.

Trump hat sich als erster US-Präsident förmlich zum Bündnis mit Israel bekannt und den Israelis versichert, dass Amerika ihnen im Konfliktfall beistehen wird.

Trump hat Obamas Politik der moralischen Gleichsetzung von israelischer Selbstverteidigung und palästinensischem Terrorismus beendet. Er hält nicht mehr die Fassade auf-

recht, dass Palästinenserpräsident Machmud Abbas ein moderater, friedliebender Mann sei. Er hat darüber hinaus die Hilfe für die Palästinenser erheblich gekürzt und klargemacht, dass Amerika es nicht mehr hinnimmt, dass die Palästinenser Hilfsgelder in Millionenhöhe zur Finanzierung von Terroristen heranziehen und den Familien «Märtyrerrenten» zahlen.

### Bleibt er auf Kurs?

Die US-Regierung macht für die Eskalation des Terrors im Gazastreifen ausschliesslich die Hamas verantwortlich und wirft ihr vor, sie provoziere Israel, «seine Verteidigungsmassnahmen erheblich zu verstärken». Trumps Uno-Botschafterin Nikki Haley tritt entschieden für Israel ein und verurteilt die voreingenommenen Kritiker Israels. Die USA haben sich auch aus dem Uno-Menschenrechtsrat zurückgezogen, einem Gremium, das von Tyrannen und Schurkenstaaten dominiert wird und dem die US-Regierung Heuchelei und Voreingenommenheit vorwirft.

Trotz weltweiter Proteste hat Trump, anders als seine Vorgänger, sein Wahlversprechen eingelöst und die US-Botschaft von Tel Aviv in die Hauptstadt Jerusalem verlegt.

Ebenso unerwartet kam die Presseerklärung nach seinem Treffen mit Putin, in der beide ausdrücklich ihre Bereitschaft versicherten, «gemeinsam für die Sicherheit Israels zu arbeiten». Trump sagte: «Die Zusammenarbeit mit Israel ist ausgezeichnet, und Präsident Putin und ich sind sehr daran interessiert, Sicherheit für Israel zu schaffen.»

Zusammenfassend kann man sagen, dass Trump alles im Griff hat und die bestehende Weltordnung neu gestaltet.

Aus israelischer Sicht ist Trump – bislang – ein Geschenk des Himmels. Das heisst nicht, dass wir seine Vorgehensweise uneingeschränkt begrüßen. Seine rüden Ausfälle sind uns nach wie vor unangenehm.

Aber trotz der tiefgreifenden Spaltung der amerikanischen Gesellschaft seit seiner Wahl ist es Trump gelungen, den von Obama angerichteten Schaden weitgehend zu beheben. Er ist den meisten Politikern der Welt unsympathisch, aber er wird gefürchtet und hat bewiesen, dass er mit vielen internationalen Problemen, die bislang ignoriert wurden, gut umgehen kann. Seine Anhänger können nur hoffen, dass er, trotz seiner Sprunghaftigkeit, seinen Kurs beibehält.

Bei den kommenden *midterm*-Wahlen dürfen die Demokraten zwar Sitze hinzugewinnen, doch es bestehen gute Aussichten, dass Trump in zwei Jahren wiedergewählt wird, vor allem, wenn der derzeit zu beobachtende Linksruck der demokratischen Kandidaten anhält.

Isi Leibler ist australisch-israelischer Publizist und Unternehmer.  
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



## Inside Washington

# Trump vs. Trump

## Was stimmt jetzt? Widersprüchliche Rauchzeichen.

Jede Administration im Weissen Haus auferlegt ihren Mitarbeitern Informationsdisziplin. Alle sollen im gleichen Takt marschieren. Aber nicht in diesem Weissen Haus. Nicht mit diesem Tonangeber.

An einer Wahlkampfveranstaltung in Ohio am vergangenen Wochenende erschien ein verschwitzter Trump. Er redete vor 3000 schreienden Supportern die russische Einflussnahme bei amerikanischen Wahlen klein. Tage zuvor präsentierte das Presseamt im Weissen Haus eine Reihe von Top-Sicherheitsleuten, die von unentwegten, ruchlosen Angriffen der Russen auf die amerikanische Demokratie berichteten. Unterdessen war sich die Präsidentengattin Melania nicht zu schade, ihrem Mann öffentlich zu widersprechen.

Am Freitagabend holte der Präsident mit einem Schlag gegen den Politaktivisten und Basketballstar LeBron James aus. «LeBron James wurde gerade von der grössten TV-Dumpfbacke interviewt, Don Lemon (CNN). Er liess LeBron klug aussehen, was nicht einfach ist.» Just am nächsten Tag verbreitete das Pressebüro von Melania liebenswürdige, aber hinterlistige Gratulationen für den Ballwurfhelden, indem Melania dessen Unterstützung für kommende Generationen würdigte. LeBron James eröffnete kürzlich eine Schule für 240 benachteiligte Kinder in Ohio. Und er trat immer wieder öffentlich gegen Rassismus auf.

Auch Tochter Ivanka hielt sich nicht an die Vorgaben des Chefs. Während einer Pressekonferenz im Newsroom des Weissen Hauses widersprach sie ihm: «Nein, die Medienleute sind keine Volksfeinde.» (Trump Senior stellte umgehend klar, sie habe von Real News und nicht von Fake News gesprochen.) Beobachter in Washington müssen oft orakeln. Trump der Schreckliche liebt seine Twitter-Kriege. Aber er lässt auch Widerspruch bei seiner Entourage zu, zumindest gegen aussen. *Amy Holmes*

# Die blaue Welle verebbt

Von Hansrudolf Kamer — Für die Midterm-Wahlen im November haben sich die republikanischen Aussichten verbessert. Die Demokraten ringen nach Themen und landen fast immer bei Trump. Das ist zu wenig.



**S**chicksalswahlen in Amerika stehen bevor, wieder einmal – die wichtigsten seit Menschengedenken. Und alles dreht sich zum x-ten Mal um Trump. Im November wird

das Repräsentantenhaus gewählt und ein Teil der Sitze im Senat erneuert. Die Republikaner verteidigen ihre Mehrheiten in beiden Kammern des Kongresses.

Normalerweise verabreichen die Amerikaner einem Präsidenten, den sie vor zwei Jahren gewählt haben, einen kräftigen Schlag auf die Nase, um ihn an seine Sterblichkeit zu erinnern. Bei den Wahlen, die mitten in der Amtszeit eines Präsidenten stattfinden, ist die Beteiligung deutlich geringer. Die «Opposition», die Partei, die nicht den Präsidenten stellt, ist besser motiviert und gewinnt gewöhnlich ein paar Sitze.

Möglich, dass es auch diesmal wieder so herauskommt. Das Hauptinteresse richtet sich auf das Repräsentantenhaus. Die Republikaner müssen in 42 Wahlkreisen ohne einen Amtsinhaber antreten, was die Verteidigung eines Sitzes erschwert. Kippt die Mehrheit, hat das Folgen für Präsident Trump, weil die Demokraten bereits Impeachment-Pläne in der Schublade haben. Dass auch der Senat zu den Demokraten wechselt, ist weniger wahrscheinlich.

Anfang Jahr war viel von einer blauen Welle die Rede, die Triumphe der Demokraten – neben ihren traditionellen Hochburgen an den Küsten – auch im roten, republikanischen Mittleren Westen ankündigte. Inzwischen ist davon wenig zu hören.

Der Kongress ist auch in der Ära Trump relevant geblieben, weil er Gesetze erlässt und Amerika an und für sich eine gesetzestgläubige Nation mit Millionen von Rechtsanwälten ist, die gutes Geld verdienen. Trumps Vorgänger Barack Obama hat versucht, den Kongress zu umgehen, weil er seine Politik nicht anpassen wollte, keinen Kompromiss suchte und an den republikanischen Mehrheiten scheiterte.

Das hatte zur Folge, dass Trump mit einem Federstrich die meisten von Obamas Erlassen annullieren konnte. Bei Gesetzen ist das nicht so einfach, wie das Beispiel der Gesundheitsreform unter dem Stichwort Obamacare beweist, die im Kongress mit einer Stimme Mehrheit

vor der republikanischen «Machtübernahme» durchgeboxt wurde.

Die Demokraten stehen unter Druck von links. Am Wochenende lud die Parteilinke zum Netroots-Meeting in New Orleans. Parteigranden ermahnten die Delegierten, sie sollten sich auf den Kongress konzentrieren. Doch die Veranstaltung geriet zu einem Schaulaufen der Präsidentschaftsanwärter für das Jahr 2020.

Alle die frühen Spitzenreiter waren anwesend: die Senatorenriege mit Kamala Harris, Kalifornien, Cory Booker, New Jersey, und Elizabeth Warren, Massachusetts. Warren antwortete auf die Frage, weshalb sie nun doch kandidiere, mit zwei Wörtern: «Donald Trump.»

## Die Skandalitis schleift sich ab

Der neue Star allerdings ist die 28-jährige Alexandria Ocasio-Cortez, die im Juni eine demokratische Primärwahl in New York gewann und über Nacht in die Favoritenrolle katapultiert wurde: ein junges, frisches Gesicht mit einer grossen Klappe, die ein radikallinkes Credo wie der Muezzin vom Minarett hinunter singt. Das Scheinwerferlicht behagt ihr sichtlich. Die Partei profitiert nur bedingt davon.

Man beginnt zu verstehen, weshalb sich die republikanischen Chancen verbessert haben. Mit den Rezepten der Parteilinken werden die

Demokraten im November keinen Erfolg haben. Eine Klientelpolitik als Basis für eine Koalition aus Frauen, ethnischen Minderheiten und andern neuen Identitäten genügt dafür nicht.

In vielen Wahlkreisen geben sich die Demokraten deshalb gemässigt. Die Demokraten brauchen die weisse Arbeiterklasse, die 2016 in Scharen zu Trump übergelaufen ist und die von ihm seither beharrlich bedient wird.

Für die Republikaner spricht das rasante Wirtschaftswachstum, das auch die untere Mittelklasse, Schwarze und Hispanics erfasst. Die Person des Präsidenten ist gleichzeitig ein Asset und eine Belastung. Die Medien fokussieren fast nur auf ihn, und zu 90 Prozent mit negativem Inhalt. Nur Trump interessiert, was er tut und lässt und welche Skandale er generiert.

Doch die Skandalitis schleift sich ab, viele Medien entwickeln ein Glaubwürdigkeitsproblem. Entscheidend wird sein, wie viele Republikaner republikanisch wählen – trotz Trump – und wie viele echte Trump-Wähler der Grand Old Party ihre Stimme geben.

Trump ist ein Asset, weil er seine Wahlversprechen erfüllt, ein ziemliches Novum. «America first» ist populär geworden, und die Ernennung konservativer Richter für den Supreme Court signalisiert ein gesellschaftliches Umdenken in die republikanische Richtung.

Trump's persönliche Zustimmungsrates steigt und ritzt inzwischen die 50-Prozent-Marke. Viele republikanische Kandidaten haben mit Trump Frieden geschlossen und profitieren von seiner Kämpfernatur. Das müsste normalerweise reichen, um den Kongress republikanisch zu halten. Doch was ist in diesen Zeiten schon normal?



Radikallinkes Credo: Politikerin Ocasio-Cortez.

## Bürger in Bewegung

Die deutsche Linke-Politikerin Sahra Wagenknecht hat einen Wandel hinter sich. Jetzt will sie diesen in einer Bewegung umsetzen.

Ende Juni veröffentlichte Sahra Wagenknecht, Vorsitzende der Linken-Fraktion im Bundestag, eine Art Manifest in der *Welt*. Die liberale Demokratie, schrieb sie, befinde sich in «einer tiefen Krise». «Rechtsnationale, offen illiberale Kräfte» feierten Wahlsiege, derweil «die ehemaligen Volksparteien von einer Wahl Niederlage zur nächsten taumeln und gemeinsam gerade noch ein gutes Drittel aller Wahlberechtigten erreichen» würden. Für die «Verschiebungen in der politischen Tektonik» gebe es einen Grund: «Die einstigen Volksparteien, einschliesslich ihrer liberalen und grünen Partner, sind mittlerweile so ununterscheidbar geworden, dass Wahlen zur Farce und demokratische Rechte substanzlos werden.» Es sei höchste Zeit, «dass der Unmut wieder eine progressive Stimme und letztlich auch die Macht bekommt, die Politik in



Ganz anders: Volkswirtin Wagenknecht.

unserem Land zu verändern». Deutschland brauche «eine neue Sammlungsbewegung» zur Wiedergewinnung der Demokratie und für einen fairen Umgang miteinander.

Letzten Samstag ging die neue Bewegung online. Ohne ein politisches Programm, dafür mit Videoclips von Bürgern, die sich über zu hohe Mieten und zu niedrige Renten beschwerten. Am Montag gab Wagenknechts Ehemann und Mentor, der frühere SPD-Vorsitzende Oskar Lafontaine, bekannt, mehr als 36 000 Menschen hätten sich bereits angemeldet, «der Aufschlag» sei «sehr gut gewesen».

### «Grenzen der Aufnahmebereitschaft»

Auch manche Kommentatoren der bürgerlichen Medien waren angetan bis begeistert. Einige zogen Parallelen zu Emmanuel Macron und Sebastian Kurz, die ebenfalls Sammlungsbewegungen gegründet und damit ihre Länder auf einen neuen Kurs gebracht hatten. Warum sollte so etwas in Deutschland nicht funktionieren? Unter denjenigen, die dagegenhielten, war der Nörgler vom Dienst der SPD, Ralf Stegner, er sprach von einem «Egotrip notorischer Separatisten», und die

neue Vorsitzende der Grünen, Annalena Baerbock, die sich bereit erklärte, «in progressiven Bündnissen mitzuarbeiten», aber nicht in dem von Wagenknecht und Lafontaine, das nur dem Zweck diene, «Sahra Wagenknecht in die Medien zu bringen».

Aus solchen Worten sprach wohl der Konkurrenzneid, denn Sahra Wagenknecht ist schon lange in den Medien viel stärker beheimatet als in ihrer Partei. Weil sie elegantes Aussehen mit Intelligenz verbindet und in Sätzen reden kann, die auch dann einen Sinn ergeben, wenn sie Unsinn redet, nimmt man ihr nichts übel: dass sie ihren ersten Mann, einen verurteilten Betrüger und Hochstapler, gefördert hat und darüber hinweg sah, dass ihre Partei und die parteinahe Rosa-Luxemburg-Stiftung dem Hobbyfilmer Aufträge für Dokumentationen erteilten; dass sie als Sprecherin der Kommu-

nistischen Plattform Ansichten vertrat, die sogar der Vorstand der PDS, der Vorläuferin der Linkspartei, als «unvereinbar» mit den Positionen der PDS bezeichnete; dass sie wiederholt die Sozial- und Wirtschaftspolitik Kubas und Venezuelas als «Hoffnungsschimmer» für die Dritte Welt gelobt hat; dass sie die DDR «das friedfertigste und menschenfreundlichste Gemeinwesen, das sich die Deutschen im Gesamt ihrer Geschichte bisher geschaffen haben», genannt und sich geweigert hat, das andere Deutschland als einen «Unrechtsstaat» zu charakterisieren, weil das bedeuten würde, die DDR auf eine Stufe mit dem Dritten Reich zu stellen.

Seit kurzem aber redet Sahra Wagenknecht ganz anders. Es gebe in der Bevölkerung «Grenzen der Aufnahmebereitschaft» gegenüber Flüchtlingen. Und: «Wer sein Gastrecht missbraucht, der hat sein Gastrecht eben auch verwirkt.» Dafür wird sie von ihrer Partei heftig kritisiert, von der Alternative für Deutschland dagegen gelobt.

Das könnte schon mal ein guter Ausgangspunkt für eine echte Sammlungsbewegung sein. *Henryk M. Broder*

## Gesprächsangebot

Sind die amerikanischen Sanktionen gegen den Iran sinnvoll?

Trump ist mit dem Atom-Deal unzufrieden, den sein Vorgänger Barack Obama vor drei Jahren mit Teheran eingefädelt hat. Mit Hilfe von Sanktionen soll das Regime in Teheran erneut an den Verhandlungstisch geholt werden, um ein neues Abkommen auszuhandeln.

In der Geschichte finden sich zahlreiche Beispiele für Erfolg wirtschaftlicher Strafmassnahmen. So wurde Südafrikas Apartheidregime durch umfassende Sanktionen in die Knie gezwungen, und Libyen löste unter dem Druck von Sanktionen vor fünfzehn Jahren nicht nur sein Atomprogramm auf, sondern verzichtete auch auf seine anderen Massenvernichtungswaffen.

Wie wirksam Sanktionen sein können, zeigt besonders deutlich der Iran. Nach einem siebenjährigen Sanktionsregime gegen Teheran und dessen Eliten willigte Präsident Hassan Rohani schliesslich ein, das Nuklearprogramm einzufrieren. Die Sanktionen hatten der iranischen Wirtschaft dermassen stark zugesetzt, dass die Regierung wohl oder übel zu Verhandlungen über das Atomprogramm bereit gewesen war.



Irans Präsident Rohani.

Aber der Atom-Deal enthält zahlreiche Lücken. Der Iran darf zum Beispiel sein militärisches Forschungszentrum Parchin vor Inspektoren verbergen. Teherans aggressive Expansionspolitik im Mittleren Osten ist im Abkommen nicht erwähnt, ebenso wenig das iranische Raketenprogramm, das nur einem Ziel dienen kann: der späteren Bestückung mit atomaren Kriegsköpfen.

Trump, der die Sanktionen im November zusätzlich verschärfen will, offeriert dem Regime Gespräche. Teheran wäre gut beraten, auf das Angebot einzugehen, um Sanktionen abzuwenden. Sie werden das Land wirtschaftlich hart treffen, da sie umfassend sind und sich kaum umgehen lassen. Den Ajatollahs könnten die Sanktionen deshalb gefährlich werden und sie zum Einlenken bewegen. Bei spontanen Protestkundgebungen in den iranischen Städten richtet sich die Wut der Bürger seit Monaten nämlich nicht gegen die USA, den «grossen Satan», sondern gegen das Regime in Teheran. *Pierre Heumann*

# Am Rand der Welt

Mit Flugzeug, Auto und Schiff waren wir eine quälende Unendlichkeit unterwegs, doch plötzlich war alles vorbei. Hunderte von Seevögeln kreisten über den Klippen der vergessenen britischen Inselgruppe St. Kilda. Bald erfuhren wir, dass die letzte Insulanerin vor drei Jahren gestorben war. *Von James Delingpole*

Die Reise ist mühsam und auch nicht ganz billig. Um St. Kilda zu erreichen, eine kaum bewohnte Inselgruppe im äussersten Nordwesten Europas, musste ich erst nach Inverness fliegen, von dort aus vier Stunden durch das schottische Hochland bis auf die andere Seite von Skye fahren, einer Insel der Äusseren Hebriden, und am nächsten Tag früh aufstehen, um die grauenhafte vierstündige Überfahrt per Schnellboot zu machen, das uns zum letzten britischen Aussenposten im Atlantik brachte, der quasi auf halbem Weg nach Amerika gelegen ist.

Allein schon die Überfahrt kostet fast die Hälfte eines Flugtickets in die Staaten. Aber das Schiff verbraucht schliesslich eine Menge Treibstoff, zumal wenn das Meer, wie am Tag meiner Reise, bewegt ist und Wind der Stärke 4 weht. «Normalerweise fahren wir nur bis Windstärke 2 oder 3», sagte unser Guide Harvey. Ein anderer Passagier hatte die Reise schon fünfmal gebucht, und jedes Mal war das Schiff wegen schlechten Wetters nicht ausgelaufen. Selbst im schottischen Sommer, der einzigen Jahreszeit, in der St. Kilda zuverlässig angefahren wird, ist das Wetter notorisch unberechenbar. Doch diesmal erwischte es uns auf halber Strecke, als es kein Zurück mehr gab. Für uns bestand keine Gefahr: Unser Schiff war zwar klein, aber robust und stabil wie ein Seenotrettungskreuzer. Dennoch war es nicht besonders angenehm, wenn sich der Bug mit einem dumpfen Aufschlag durch die Wogen bohrte und wir zwölf Passagiere unter Deck in

Rettungswesten und wasserdichter Kleidung dasassen, zu nervös, um zu lesen, inmitten von ohrenbetäubendem Maschinenlärm, der jede Unterhaltung unmöglich machte. Der peitschende Regen nahm uns die Sicht, alle hatten die Spucktüte parat, und die Reise schien eine Ewigkeit zu dauern...

Doch plötzlich war alles vorbei, und blinzelnd stiegen wir auf das Achterdeck. Es klarte auf, und vor uns erschienen die ersten hochaufragenden Klippen der kleinen Inseln, die den Archipel von St. Kilda bilden. Hunderte

## Ein Mann durfte erst heiraten, wenn er imstande war, einen Strick aus Rosshaar zu knüpfen.

von Seevögeln kreisten über uns – Eissturmvögel, Klippenmöwen, Basstölpel, Raubmöwen –, und zu Tausenden hockten sie in den Ritzen und Schlupfwinkeln der nackten Felswände, der sogenannten Stacks.

Auf einem dieser Stacks fand 1840 der letzte Riesenalk Britanniens sein Ende, totgeschlagen von zwei Insulanern, die den Vogel für einen besonders schlimmen Sturm verantwortlich machten, der die Insel in jenem Jahr heimgesucht hatte.

Die wenigen Bewohner von St. Kilda, nie mehr als 180, lebten vor allem von den Seevögeln. Es gab kaum Platz für andere Tiere (höchstens ein paar magere Schafe und ein, zwei Kühe) und nur ein winziges Stückchen

Land, auf dem man Gerste und Kartoffeln anbauen konnte, und da sie davor zurückschreckten, im rauen, unberechenbaren Meer auf Fischfang zu gehen, lebten die Insulaner von Basstölpeln und Eissturmvögeln, die sie aus den Felsspalten herausholten.

## Verfaultes Vogelfleisch

Auf der Hauptinsel, Hirta, fand ich am Rand eines Felsens, eingegraben im Boden, einen der rostigen Pflöcke, an denen die Insulaner einen Strick befestigten, um sich daran in die Tiefe hinunterzulassen. Auf Hirta gab es den Brauch, dass ein Mann erst dann heiraten durfte, wenn er imstande war, aus Rosshaar einen Strick zu knüpfen, der sein eigenes Körpergewicht tragen konnte. Oft stiegen die Männer nachts am Felsen hinunter, wobei vorher der Wachvogel getötet wurde, der die Kolonie beschützte. Tödliche Unfälle waren nicht ungewöhnlich, aber die Insulaner kannten kein anderes Leben.

Sie ernährten sich hauptsächlich vom Fleisch von Seevögeln und den Eiern, die sie in Torfasche vergruben und monatelang in steinernen Vorratshütten, den *cleits*, aufbewahrten, um sie schliesslich in verfaultem Zustand zu verzehren. Die Vögel lieferten ausserdem Öl für Lampen und Bettfedern. Alles und jeder stank. 1799 notierte ein Besucher, ein gewisser Henry Brougham: «Ein unerträglicher Gestank liegt in der Luft – eine Mischung aus faulem Fisch, allem möglichen Unrat und stinkenden Seevögeln.»



«Die Süsse wahrer Freiheit»: Siedlung auf Hirta.



Bestaunt wie ein Kuriositätenkabinett: St. Kildaner, um 1880.



*Innere Ruhe und wahres Glück:* Ruinen auf der Hauptinsel Hirta.

Doch für die Insulaner war es geradezu paradiesisch. Jahrhundertlang gab es kein Verbrechen. Alle Produkte wurden untereinander geteilt. Nach dem täglichen Morgengebete hielten die erwachsenen Männer ein «Parlament» ab, um die anfallenden Aktivitäten zu besprechen. Jedermann konnte dabei das Wort ergreifen. 1697 schrieb ein Besucher, dass ihm die St. Kildaner «glücklicher erschienen als die meisten Menschen, denn sie sind fast das einzige Volk auf der Welt, das die Süsse wahrer Freiheit spürt».

### Orkane und kein Handyempfang

Dieses Unabhängigkeitsgefühl erhielt einen ersten Dämpfer, als im 19. Jahrhundert immer strengere Prediger auftauchten. Bis dahin hatten die Insulaner teils christliche, teils druidische Rituale gepflegt. Doch mit den Pastoren wurde alles anders. Englisch trat an die Stelle des Gälischen, der tägliche Kirchengang war nun obligatorisch, an Sonntagen, wenn der Gottesdienst schon mal drei Stunden dauerte, durfte kein Wort gesprochen werden, die Kinder durften nicht mehr spie-

len und mussten eine Bibel mit sich herumtragen.

St. Kilda – einen Heiligen dieses Namens gibt es nicht, möglicherweise geht der Name auf das altnordische Wort für «Quelle» zurück – war mehr als 2000 Jahre lang bewohnt, von der Bronzezeit bis 1930, als der letzte noch lebende Insulaner auf eigenen Wunsch evakuiert wurde. Die jungen Leute waren weggezo-

---

**«Das Leben war hart, aber wir kannten nichts anderes. Es war unsere Welt.»**

---

gen, weil sie nicht in dieser Abgeschiedenheit leben wollten, und ohne sie kamen die Alten nicht mehr zurecht.

Aber sie hatten starkes Heimweh. 1972 wurden einige der noch lebenden Insulaner für eine TV-Dokumentation interviewt (die letzte Kildanerin starb 2016). «Das Leben war hart, aber wir kannten nichts anderes. Es war unsere Welt», sagte einer von ihnen in seinem weichen, melodischen Singsang. «Wir hatten

eine innere Ruhe, einen Seelenfrieden und eine Lebensart, die ich auf dem Festland nicht finde. Für mich war es Frieden, für mich war es Glück.»

Heute kommen Besucher nach St. Kilda, um etwas von dieser friedlichen Atmosphäre zu erleben. Keine andere britische Insel ist weiter vom Festland entfernt und mühsamer zu erreichen. In den Wintermonaten ist St. Kilda praktisch unzugänglich, wenn an 75 Tagen Orkane mit einer Windgeschwindigkeit von 225 Stundenkilometern toben und sechzehn Meter hohe Wellen schlagen. Aber selbst im Sommer ist die Isolation zu spüren. St. Kilda muss eines der wenigen Touristenziele in Europa, ja auf der ganzen Welt sein, wo es keinen Handyempfang gibt.

Auch das macht die Reise zu etwas Besonderem: Man lebt total im Hier und Jetzt, ohne von einem Smartphone abgelenkt zu werden. Auf der Hinreise war mir so übel, dass ich das nicht recht würdigen konnte. Aber auf der Rückreise staunten wir über die eigentümliche Situation, dass wir vier Stunden lang nichts anderes tun konnten, als auf Deck zu



Grösstes Brutgebiet in ganz Europa: Papageientaucher.



Parallelwelt: Village Bay, Hirta.

stehen und auf das Meer zu schauen, das ständig eine andere Farbe annahm, von Kobaltblau über Dunkelbraun bis Dunkelgrau, auf die Wellen, die durch Wind und Strömung immer neue Muster auf das Wasser zeichneten. Hin und wieder zeigte sich eine Gruppe von Papageientauchern, ein Schwarm Delfine oder der schimmernde Rücken eines Zwergwals.

Die Hauptinsel Hirta ist nur auf einem kleinen Beiboot zu erreichen, das nach lokaler Vorschrift offen sein muss, damit keine Ratten unbemerkt entkommen und die Seevögel vernichten können. Die Ruinen der Siedlung liegen oberhalb einer schönen, geschützten, halbkreisförmigen Bucht, die von einer hundert Jahre alten Vier-Zoll-Kanone bewacht wird. Sie wurde 1918 dort aufgestellt, nachdem die Siedlung, die während des Ersten Weltkriegs eine Funkstation der Royal Navy beherbergte, von einem deutschen U-Boot beschossen worden war. Kaum war die Kanone unter grossen Mühen installiert, war der Krieg auch schon vorbei.

### Raketenfrühwarnstation

Seit mindestens dem 18. Jahrhundert besuchen Touristen die Insel – oft mit verheerenden Folgen für die Insulaner, die wie in einem Kuriositätenkabinett bestaunt wurden. Das Hauptproblem waren Erkrankungen, gegen die die St. Kildaner nicht immun waren. Mehrmals wurde die Bevölkerung durch Cholera oder Pocken mehr oder weniger hinweggerafft. Neue Familien vom Festland zogen nach.

Nach der Niederschlagung des Jakobitenaufstands in der Schlacht von Culloden 1746 kam das Gerücht auf, dass Charles Stuart («Bonnie Prince Charlie») nach St. Kilda geflohen sei. Als ein englischer Expeditionstrupp auf die Insel kam, um der Sache nachzugehen, flüchteten die Insulaner aus Angst, sie hätten es mit Piraten zu tun, in Höhlen im

Westen der Insel. Schliesslich wurden sie durch eine List dazu gebracht, ihr Versteck zu verlassen, und es zeigte sich, dass sie noch nie von dem Prinzen gehört hatten, auch nicht vom damaligen König Georg II.

Heute ist die Insel nur noch zeitweilig bewohnt – von einigen Zivilangestellten, die auf der Raketenfrühwarnstation arbeiten, und (im Sommer) von Freiwilligen des National Trust for Scotland, dem St. Kilda gehört

### Mehrmals wurde die Bevölkerung durch Cholera oder Pocken hinweggerafft.

und verwaltungstechnisch unterstellt ist. Die Inseln sind einer der wenigen Orte weltweit, die wegen ihrer natürlichen und kulturellen Besonderheit zum Unesco-Welterbe zählen.

Für eine Besichtigung der wichtigsten historischen Sehenswürdigkeiten braucht man nicht mehr als eine Stunde: das aufgegebene Dorf mit der Strasse, der kreisförmig angelegte Friedhof mit seinen kläglichen, kaum behauenen Grabsteinen, das Haus, in dem die bedauernswerte Lady Grange in den 1730ern von ihrem Mann eingesperrt wurde, weil er sich von ihr ausspioniert wähnte, die zahllosen *cleits* mit intakten grasbeckten Dächern, die Kirche und das Schulzimmer.

Doch es sind weniger die Ruinen, die den Besucher faszinieren, als vielmehr die harsche, ungewohnte Abgeschiedenheit der Inseln und ihrer Flora und Fauna. Ich spürte das besonders, als ich ganz allein auf die höchste Erhebung stieg – der Boden bedeckt von karnivoren Honigtaupflanzen, Heidekraut und purpurrot blühenden Orchideen – und wiederholt von Raubmöwen attackiert wurde, die im Sturzflug herunterschossen. Die Raubmöwe ist ein grosser, brauner, notorisch ag-

gressiver Seevogel, der kleinere Vögel tötet und frisst und grössere angreift, um sich über deren Futter herzumachen. Es war sehr energiegeladend, wie eine real gewordene Szene aus Alfred Hitchcocks «Die Vögel». Zwei oder drei verfolgten mich, griffen von hinten an, und ich spürte sie durch den Windstoss, mit dem sie über mich hinwegschossen.

Es war gespenstisch, aber magisch. St. Kilda ist das grösste Brutgebiet von Seevögeln in ganz Europa. Der Vogel, der mich schon seit Jahren faszinierte – und den ich während meines Aufenthalts auf der Insel nicht zu sehen bekam –, war der Papageientaucher mit seinem auffälligen, clownhaft orangefarbenen Schnabel.

«Welche Chancen gibt es, einen solchen Vogel zu sehen?», fragte ich unseren Guide, als wir uns am Nachmittag wieder auf den Weg zu unserem Schiff machten. Er sagte, dass es zwar 130 000 Papageientaucherpaare auf St. Kilda gebe, aber es sei einfach Glückssache. «Allerdings...» – und in diesem Moment waren sie plötzlich da, vor uns auf dem Wasser. Einige tauchten, andere schwammen unelegant, komisch auf den Wellen, manche flogen über uns hinweg. Papageientaucher können nicht gut fliegen, sie verbringen die meiste Zeit ihres Lebens schwimmend auf dem offenen Meer. Es waren Tausende, mehr als unser Guide je bei einer Überfahrt gesehen hatte.

Vielleicht war es tatsächlich einfach Glück, aber mir erschien St. Kilda wie eine Parallelwelt, in der die normalen Regeln nicht gelten. Mein Gott, das Leben hier muss die Hölle gewesen sein, jedenfalls die meiste Zeit, wenn schlechtes Wetter war. Aber an den seltenen Tagen, wenn schönes Wetter war, stand fest: Dieser Ort ist der Himmel auf Erden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



# Deutschland in der Sommerpause

Von Thilo Sarrazin — Oberflächlich betrachtet, könnte es dem Land kaum besser gehen. Trotzdem wächst der Missmut der Bevölkerung. Weshalb?



so bedächtig wie glanzlos, aber ohne einen einzigen kommunikativen Fehler. Wer sie agieren sah, der wusste: Nur ein konstruktives Misstrauensvotum im Deutschen Bundestag kann Angela Merkel vor der regulären Wahl 2021 aus dem Kanzleramt vertreiben.

Ihr Urlaubsziel liess sich die Kanzlerin nicht entlocken. Sie sagte nur, dass sie sich darauf freue, mal einige Tage auszuschlafen. Mir persönlich wäre es lieber, wenn die Kanzlerin ihr Leben so ausrichten würde, dass sie ihren Dienst am Vaterland jeden Morgen ausgeschlafen beginnt. Schliesslich ist wissenschaftlich erforscht, dass Schlafmangel nicht nur die Reizbarkeit erhöht, sondern auch die kognitive Leistungsfähigkeit beeinträchtigt und Fehlentscheidungen zur Folge haben kann.

Wenn die Kanzlerin im Urlaub auf Deutschlands Oberfläche schaut, kann sie eigentlich ruhig schlafen:

— Die Wirtschaft wächst seit Jahren stetig, der Export brummt, die Staatskasse quillt über, und die sowieso schon niedrige Arbeitslosigkeit sinkt ständig weiter.

— Überall im Land drehen sich die Windräder, die Solarpaneele glühen. Der Nuklearausstieg rückt näher, und der Kohleausstieg ist auf gutem Weg.

— Die Renten steigen, die Arbeitnehmer-einkommen auch. Der Pflegenotstand wird energisch gekämpft.

— Der ganzen Welt zeigt das ehemals kriegerische Deutschland seine Friedfertigkeit, indem nur ein U-Boot, zwanzig Jagdflugzeuge und fünfzig Kampfpanzer einsatzfähig sind. In diesem Zustand hätte die preussische Armee 1864 nicht einmal Dänemark besiegt, und die Gründung des Deutschen Reiches wäre 1871 ausgefallen. Sorgfältig hütet Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen das Geheimnis, wie man jährlich 35 Milliarden Euro ausgeben und so wenig Kampfkraft bekommen kann.

— Dass Deutschland schon in der Vorrunde der Fussballweltmeisterschaft ausschied, war nur oberflächlich enttäuschend, eigentlich aber ein versteckter Segen: Das gebeutelte und

in seinem Stolz gekränkte Frankreich brauchte den Weltmeisterschaftstitel für sein Selbstbewusstsein dringender.

Mehr und mehr Menschen in Deutschland wollen sich allerdings mit dem Blick auf die schöne Oberfläche nicht mehr begnügen. Der wachsende Missmut zeigt sich im stetigen Erstarken der AfD. Im Bund liegt sie mittlerweile in manchen Umfragen gleichauf mit der SPD, in einigen Bundesländern ist sie die zweitstärkste Partei.

Die Schwäche der SPD lässt auch CDU und CSU nicht unberührt: Im Deutschlandtrend der ARD vom 2. August haben die Union mit



Die Windräder drehen sich: Kanzlerin Merkel.

29 Prozent der Stimmen und die SPD mit 18 Prozent zusammen keine Mehrheit mehr. Dabei erhält die SPD von der Union jeden nur denkbaren Raum zur Umsetzung ihrer Programmwünsche:

— In der Rentenversicherung werden die Leistungen für Mütter und Frührentner verbessert. Die Lösung der demografischen Probleme wird der Zukunft überlassen.

— Am Arbeitsmarkt wird die Zeitarbeit weiter beschränkt, der Mindestlohn erhöht und der sogenannte zweite Arbeitsmarkt mit Lohnsubventionen ausgebaut.

— Trotz der Hochkonjunktur und der vollen staatlichen Kassen wird auf die Rückgabe

heimlicher Steuererhöhungen und die Begrenzung der Sozialbeiträge weitgehend verzichtet.

— In der Verteidigungspolitik verhallt Trumps ultimativer Ruf nach höheren Militärausgaben weitgehend ungehört. Deutschland wird noch viele Jahre brauchen, bis es das der Nato zugesagte Ausgabenziel von 2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts erreicht.

## Schwierigkeit der Integration

Im ersten Halbjahr 2018 gab es in Deutschland 93 000 Anträge auf Asyl, im ganzen Jahr werden es 200 000 sein. Hinzu kommt der Familiennachzug, für den es gegenwärtig keine belastbaren Zahlen gibt. Auch 2018 wandern also nach Deutschland zwei ausgewachsene Grossstädte zu, zumeist schlecht ausgebildete Menschen muslimischen Glaubens.

Dieses Thema bewegt die Menschen weiter, und das ganze Land leidet darunter, dass eine vernünftige Debatte dessen, was man möchte, und dessen, was man verhindern will, offenbar unmöglich ist. Dazu zwei Beispiele:

— Mesut Özil, in Deutschland in der dritten Generation türkischer Einwanderer geboren, hat als Spieler in der deutschen Fussballnationalmannschaft noch nie die Nationalhymne mitgesungen. Er betrachtet Erdogan als seinen Präsidenten und bezeichnet jene, die seinen öffentlichen Auftritt als deutscher Nationalspieler mit ihm kritisieren, als Rassisten. Er steht symbolisch dafür, dass die Integration der vor einem halben Jahrhundert nach Deutschland eingewanderten Türken und Araber offenbar weitaus schwieriger ist als bei Polen, Russen oder Vietnamesen.

— Sami A., ein ehemaliger Leibwächter von Osama Bin Laden, gilt als islamistischer Gefährder und lebte seit vielen Jahren mit Frau und Kindern von der Sozialhilfe in Bochum. Als jetzt endlich seine Abschiebung in sein Herkunftsland Algerien gelang, entstand daraus ein Justizskandal, weil sich das Verwaltungsgericht in Bochum gegen seine Abschiebung wandte. Das Verwaltungsgericht Bochum hat seine Rückkehr nach Deutschland angeordnet. Davor schützten uns einstweilen die Behörden in Tunesien, die gegen Sami A. ermitteln und solange seine erneute Ausreise verhindern. Einmal mehr blamiert ist Bundesinnenminister Seehofer, der sich für die Abschiebung starkgemacht hatte.

So wird die Vertrauensgrundlage des deutschen Staates weiter zerrüttet, und noch so üppige Sozialgeschenke aus der Staatskasse können dies nicht kompensieren. Über die Gründe dafür sollte Angela Merkel in ihrem Sommerurlaub nachdenken.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



*Zu stark für jeden Mann?* Popstar Madonna, 2008.



## Ikone der Woche

# Die Erste ihrer Art

Von Wäis Kiani

**D**er Weltstar Madonna wusste schon als zarter Teenager ziemlich genau, was Feminismus bedeutet. Und Madonna Louise Veronica Ciccone wusste auch, was sie tun musste, um dahin zu gelangen, wo sie hinwollte.

Man muss kein Madonna-Fan sein, um Madonna zu respektieren. Sie ist in ihrer Rolle als Ikone weit über ihre Musik hinausgewachsen. Am 16. August wird sie nun sechzig Jahre alt. Für ihre jungen Follower aus den Achtzigern, die alle Madonna-*wannabees* waren und heute vierzig oder fünfzig Jahre alt sind, ist sie die Superfrau geblieben, die sie immer war. Ihre Entwicklung von der Popgöre und Katholikenrebellin («Papa Don't Preach») bis zur Mutter, Ehefrau und *MILF* hat uns immer wieder beeindruckt. Aber ihre Entscheidung, mit Hilfe eines gutaussehenden Samenspenders Mutter zu werden, hat uns alle schockiert – und Amerika und die halbe Welt vom Stigma der unverheirateten Mutterschaft befreit. Wie ein Mann zahlte sie den Kindsvater aus, um sicherzugehen, dass er ihr keinen Ärger macht. Und ging in die nächste Phase über: jetzt ganz die weibliche, weiche Mutter in hochgeschlossenen Seidenblusen. Aber sie erlebte auch den Nachteil ihrer überbordenden Kraft, mit der sie sich in dieser männerbeherrschten Welt durchsetzte. War diese Frau zu stark für jeden Mann?

### Gigantische Gefühle

Die Beziehung zu ihrer grossen Liebe, Sean Penn, ging an zwei zu starken Egos kaputt. Sie stritten und prügeln sich, bis er sie für die anschiessbare Robin Wright verliess. Als Madonna beim «Truth or Dare»-Spiel im gleichnamigen Film gefragt wird, wer ihre grösste Liebe war, antwortet sie mit brüchiger Stimme: «Sean.» Als Zuschauer hat man sofort Tränen in den Augen, weil man weiss, wie gigantisch ihre Gefühle waren, wenn sie zehn Jahre später immer noch fast daran erstickt. Auch die Ehe mit Regisseur Guy Ritchie ging übel aus. Madonna war zu *bossy*, und er war zu sehr britischer *lad*, der im Pub sitzen und mit seinen Kumpels saufen wollte. Er wendete sich nach dem Eheende einem Model zu und sie sich der nächsten Stufe der erwachsenen Frau: Sie brauchte keine Männer mehr, aber gerne hübsche *toyboys*. Bei ihrer Billboard-Music-Awards-Rede 2016 sprach sie Klartext, wie es auf der Welt, besonders im Showbiz, für Frauen aussieht: Es gibt Regeln für Mädchen, die es für Jungs nicht gibt. Wie ein Junge zu sein, ist für jedes Mädchen ein Upgrade, aber wie ein Mädchen zu sein, ist offiziell ein Downgrade für jeden Jungen.

*Happy birthday*, Madonna! Wie du zu sein, wäre für niemanden ein Downgrade.

# Humor im Nationalsozialismus

Waren Lachen und Nazi-Diktatur wirklich «tödliche» Gegensätze? Widerstanden die aufrechten Deutschen mit Flüsterwitzen ihrem unmenschlichen Regime? Machten Terror, Judenvernichtung und Kriegsverbrechen einen Deutschen Humor unmöglich? Die Forschung liefert erstaunliche Antworten. *Von Christoph Mörgeli*

**K**omik und Nationalsozialismus erscheinen als Widerspruch in sich selber. Was bitte soll in den Jahren 1933 bis 1945 lustig gewesen sein? In der Nachkriegszeit konnte man sich Humor oder Satire auf der einen Seite und den totalitären Führerstaat auf der anderen Seite nur als tödlichen Gegensatz vorstellen. Sammlungen von Flüsterwitzen erfreuten sich in den fünfziger bis in die achtziger Jahre grosser Beliebtheit. Etwa im Stil: «Stimmt es, dass der Führer Witze über sich selber sammelt?» Antwort: «Ja, aber er sammelt auch die Leute, die sie erzählen.»

Die Popularität solcher Flüsterwitze in der Ära nach dem Zweiten Weltkrieg erklärt sich aus dem Umstand, dass die «einfachen» Deutschen nachträglich gerne in die Rolle von Widerständlern des verbotenen Humors schlüpfen; auch habe das befreiende Lachen über das humorlose Regime den dunklen Alltag immerhin etwas aufgehellt. Neuere wissenschaftliche Untersuchungen – speziell gründlich eine 2010 erschienene Berliner Dissertation von Patrick Merziger – stellen diese beliebte Erzählweise radikal in Frage. Denn erstens wurden Witze über die Nazi-Grössen keineswegs unerbittlich verfolgt, sondern durchaus geduldet, solange sie nicht vom politischen oder rassistischen «Feind» verbreitet wurden. Und zweitens förderten gerade die nationalsozialistischen Machthaber die Heiterkeit in Radio, Spielfilm und Theater, in Büchern und Zeitschriften nach Kräften. Ganz nach dem Motto des «Reichskulturwalters» Hans Hinkel: «Der Deutsche Adolf Hitlers hat das Recht zur Freude.»

## Das Scheitern der Nazi-Satire

In der Weimarer Republik prägten die Satire und die Groteske den Humor. Der Filmkomiker Charlie Chaplin oder die Trickfilmfigur Micky Maus feierten beim deutschen Publikum rauschende Erfolge. Schlager mit Nonsensertexten waren der grosse Renner. Nach 1930 mehrte sich die rechtsnationale und völ-

kische, aber auch die kirchliche Kritik an solchen als jüdisch oder amerikanisch – jedenfalls als «undeutsch» – denunzierten Formen des Humors. Demgegenüber zeichne sich in Deutschland der Humor durch Liebe, Tiefsinn und Idealismus aus.

Obwohl Adolf Hitler in «Mein Kampf» die Satire noch schroff abgelehnt hatte, setzte die von der NSDAP herausgegebene Zeitschrift *Die Brennessel* ganz auf die politische Satire. Sie griff den Stil von kommunistischen oder sozialistischen Kampfblättern mit umgekehrten



Schriftsteller Keller.

**Gottfried Keller biete «das Ideal einer tüchtigen Weltanschauung».**

Vorzeichen auf, erreichte aber deren satirische Qualität bei weitem nicht. Weil die nationalsozialistische Satire mit sprachlichen Mitteln oft nur ungenügende Wirkung erzielte, drohte sie ihren Feinden unverhohlen mit physischer Gewalt. Ziel ihrer Attacken waren unpolitische Spiessbürger, Juden und «Judengenossen». Besonders brutal griff die Nazi-Satire in den frühen dreissiger Jahren den um den Rechtsstaat bemühten Berliner Polizeivizepräsidenten Bernhard Weiss an, der als «Isidor» oder «Cohn» verhöhnt wurde. Joseph Goebbels beurteilte im Rückblick die Wirkung jenes agitatorischen antisemitischen Sarkasmus als «gewaltig».

Nach 1933 stellte sich die Satire der Nazis selbstverständlich auf die Seite der Macht und wollte alles davon Abweichende, Regelwidrige ausgrenzen, ja geistig vernichten. Die Ironie wurde als schwächlich, zu wenig entschieden und unkämpferisch abgelehnt. Einige Autoren betonten nach Hitlers Machtergreifung, dass Komik und Nationalsozialismus nicht zusammengingen: «Humor und Pathos können sich nicht vertragen.»

Für Ortsgruppen der NSDAP verfasste Laienstücke scheiterten vor dem Publikum. Mittlerweile mehrten sich nämlich kritische Stimmen, die fragten, ob die satirische Schärfe der neuen Machthaber nicht doch übertrieben sei und die gute Stimmung im Dritten Reich ver-

derbe. Dies umso mehr, als ja mittlerweile der «Jude», der «Kommunist», ja sogar der «Bürger» aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden waren. Auch fühlten sich ganze Berufsgruppen durch die satirische Darstellung einzelner ihrer Vertreter beleidigt, so dass 1936 sogar das SS-Organ *Das schwarze Korps* zu «mehr Humor» aufrief.

Ein besonderes Problem bildete in der nationalsozialistischen «Volksgemeinschaft» die Verhöhnung einzelner «Stämme», speziell der Sachsen, der Bayern oder auch der Kölner. Regionale Interessenvertreter oder Gauleiter beschwerten sich regelmässig über eine solche Verächtlichmachung. Die Satire lief immer auch Gefahr, die verspotteten Subjekte populär zu machen. So mussten die «Wochenschau»-Sketche «Tran und Helle» abgesetzt werden, weil nicht der adrette Nationalsozialist Helle, sondern der ewig nörgelnde Meckerer Tran zum Publikumsliebhaber wurde.

Wie wenig Lachen und Hass zusammenfinden können, zeigte sich an den bösartigen Judenkarikaturen des *Stürmers*. Solche Satire galt seit den mittleren dreissiger Jahren beim breiten Publikum als unnötig und überholt, zumal ja angeblich die Einheit und Integration aller Deutschen das Ziel nationalsozialistischer Politik war und deren Gegner vertrieben oder gefangen, jedenfalls nicht mehr sichtbar waren. Obwohl Reichspropagandaminister Goebbels bis zuletzt an der politischen Satire als angemessener Form des Humors festhielt, war diese spätestens 1937 vor der deutschen Öffentlichkeit gescheitert.

## «Lachen ist gesund»

Allmählich setzte sich angesichts dieses Drucks von unten auch bei den Führenden die Meinung durch, dass die Komik und die damit verbundene Lebensfreude für den Nationalsozialismus von unschätzbbarer Bedeutung sei. «Lachen ist gesund», so lauteten denn auch oft die Titel der Sammlungen humoristischer Geschichten, von Schwänken oder Witzen.

Anstelle der als spalterisch und destruktiv empfundenen Satire fanden viele Autoren im sogenannten Deutschen Humor eine bessere Alternative des Komischen. Immerhin urteilte sogar der Hauptideologe des Nationalsozialismus, Alfred Rosenberg, das Urgermanische liege nicht nur in der vorwärtsstrebenden Bewegung von Tatmenschen; auch Künstler, die «das Gutmütige, das Intime, das Humorvolle» ausdrückten, seien urgermanisch. Dies



*Flucht ins Komische:* Heinz Rühmann in «Kleider machen Leute», 1940.

belegten die Architektur deutscher Städte, die Erzählungen Gottfried Kellers, die Gedichte von Pfarrer Mörike, die Romane Raabes, die Bildgeschichten von Busch oder die Malerei von Spitzweg. Rosenberg kam bereits 1930 zum Schluss: «Der nordische Mensch im Bürgerkleide ist Humorist.»

Zweifellos knüpfte diese Art Humor an der Bürgerlichkeit von Biedermeier und Kaiserzeit an. In der Diskussion um den richtigen Humor wurde jetzt die wohltuende Wirkung des Lachens auf Körper und Geist betont. Der Deutsche Humor zeichne sich aus durch Liebe zum Objekt, die nicht ausgrenze, sondern einschliesse. Dass dabei eine Integration von Juden, Bolschewisten oder sexuellen Minderheiten ausgeschlossen blieb, bedurfte keinerlei Erklärung.

Der Deutsche Humor sollte lebensfrohen Optimismus verbreiten und im Gegensatz zur revolutionären, kämpferischen Satire

---

### Ziel der Attacken waren unpolitische Spiessbürger, Juden und «Judengenossen».

---

«Stabilität» und «Ruhe» fördern. In Artikeln kirchlicher Zeitschriften standen Sätze wie «Das Lachen ist geradezu katholisch» oder – auf evangelischer Seite: «Dürfen wir diesen ernstfröhlichen Humor etwa nicht bei Jesus suchen?»

Ehemals bürgerlich ausgerichtete Blätter versuchten, ausländische Darstellungen zu widerlegen, wonach in Deutschland nicht mehr gelacht und gelächelt werde. Dies sei glatt gelogen, denn mehr als je zuvor gebe es den «echten, gesunden Humor» und das «goldene Lachen». Doch jetzt, wo die Volksgemeinschaft an die Stelle des Klassenkampfes getreten sei, gehe es nicht mehr an, dass sich in der Komik der Reiche über den Armen, der Dienstherr über den Angestellten oder der Gesunde über den Kranken stelle. Jetzt verfolge der Humor das Ziel, «gemeinsam lachend zu marschieren». Führende nationalsozialistische Pädagogen forderten für das Schulzimmer: «Wir brauchen Heiterkeit, Luft und Freude!»

### Zwischen Sein und Schein

In der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre kam es zu einer auffallenden Häufung von Zeitungsartikeln und wissenschaftlichen Beiträgen über das Wesen des Humors. Besonders gründlich nahm sich 1938 Hildegard Demeter in ihrer Marburger Dissertation dem Humor Gottfried Kellers an. Obwohl der Autor Schweizer sei, sah die Autorin sein Werk als «Beitrag der Deutschen zu den Beispielen des germanischen Humors». Sie fand diesen vor allem in Kellers Novellen; anderes, was sie an «Heines Virtuosenstücke» bezie-



*Möglichkeit des Wegsehens:* «Tran und Helle» mit Jupp Hussels (l.) und Ludwig Schmitz, 1940.

hungsweise an «jüdische Satire» erinnerte, liess sie geflissentlich beiseite. Gerade weil Gottfried Kellers Humor «von dem allzu Menschlichen» gereinigt sei, biete er für den Nationalsozialismus «das Ideal einer tüchtigen Weltanschauung». Kurz: Kellers Humor sei «heute so lebendig wie nur je zuvor» und erscheine «uns sogar auf eine wunderbare Weise besonders zeitgemäss».

Für Keller, für alle Deutschen und nur für die Deutschen – so schrieb Hildegard Demeter – sei der Humor «die letzte und reife Stufe

### Charlie Chaplin und Micky Maus feierten beim deutschen Publikum rauschende Erfolge.

der Komik». Als Inbegriff, Wurzel und beispielhafte Umsetzung gelungener Komik beschrieb sie Kellers Novelle «Kleider machen Leute». Humorist Keller sehe in der Abweichung, im Lächerlichen noch immer das Menschliche. Der Humor ergebe sich aus der Spannung zwischen Sein und Schein, zum Beispiel beim arbeitslosen Schneidergesellen Wenzel Strapinski, dem die Seldwyler als einem vermeintlichen polnischen Grafen hofieren. Weil Strapinski einen guten Charakter hat, weil er unfreiwillig in die Verwechslungsgeschichte hineingeraten ist und weil seine Liebe echt ist, kommt's dennoch zum Happy End: Der Schneider gewinnt Nettchen, die Tochter des Amtrates, zur Frau.

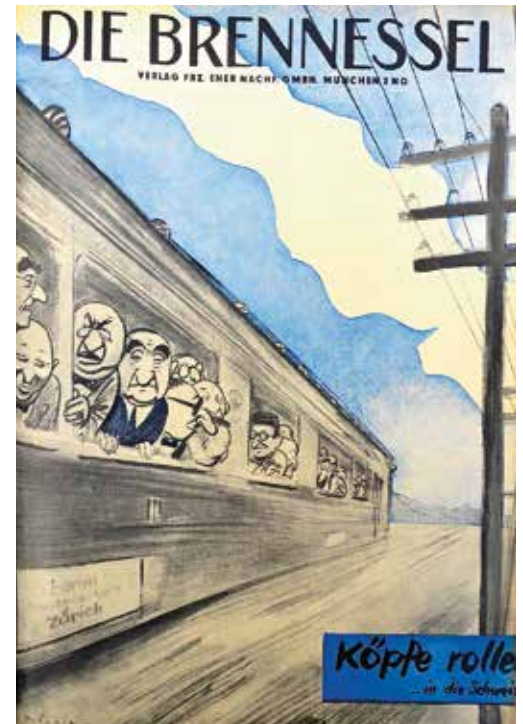
Die junge Doktorandin Demeter sah 1938 in der Erzählung des Zürcher Dichters nicht weniger als «Vaterland und Volkstum, Heimat und Freundestreue, saubere Gesinnung und seelische Gesundheit». Die Novelle wur-

de 1940 in Berlin mit grossem Erfolg verfilmt; die Hauptrolle spielte mit Heinz Rühmann der Prototyp des Komödianten im Nationalsozialismus. Ausgerechnet Gottfried Keller, der sich staatspolitisch wie kaum ein anderer Künstler mit dem liberalen, demokratischen Rechtsstaat identifiziert hatte, wurde als wichtigster Bezugspunkt des Humors in Nazi-Deutschland missbraucht. Der deutsche Rundfunk löste diesen Widerspruch 1935 so: Humoristen wie «Gottfried Keller waren keine [...] nur mit sich selbst beschäftigten Individuen liberalistischer Prägung, sondern Patrioten».

### Selten so gelacht

Zahlreiche Volkskomödien sorgten beim deutschen Massenpublikum für Unterhaltung und Zerstreuung; sie stellten Gemeinschaft her, und allfällige Störenfriede auf der Bühne – etwa Juden oder Polen – bewegten sich ausserhalb dieser Gemeinschaft. Fröhliche Moderatoren und Schlagertexte verbreiteten im Rundfunk heitere Stimmung. Humoristische Bücher wurden im Krieg mit annähernd Millionenaufgabe zum eigentlichen Massenmedium, so etwa «Deutschland lacht», «Lustiges Volk» oder «Lachendes Leben». «Das fröhliche Buch deutscher Dichter» erlebte 1942, mitten im Krieg, sechs Auflagen und wurde in 300 000 Exemplaren vornehmlich an die Wehrmacht vertrieben. Ganz selbstverständlich galt jetzt der Humor als Eigenschaft jedes Soldaten – und auch der Vorgesetzten. Die Frage «Hat der Führer Humor?» wurde mit überzeugtem Ja beantwortet.

Filmkomödien, Lustspiele, Fronttheater, Operetten, Schwänke und Schlager ohne Zahl vermittelten der kriegsgeplagten Bevölke-



*«Gewaltig»:* Satiremagazin *Die Brennessel*.

rung Zara Leanders schunkelnde Botschaft: «Davon geht die Welt nicht unter.» Ganz explizit sollte den Deutschen damit eine «Humorspritze» nach der andern verabreicht werden. Als sich 1943 die Niederlage abzeichnete, musste zur Linderung von Sorge, Not und Angst wieder Gottfried Keller herhalten: «Den herbsten Kelch des Leides will ich kosten. Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!» Joseph Goebbels lobte den ungebrochenen Humor der Bevölkerung angesichts des Bombenhagels. Heinrich Himmler würdigte seine SS, die «mit guter Stimmung, nicht mit Leichenbittermiene, mit Humor» ihre mörderischen Aufträge erfüllte.

### Sehnsucht nach Versöhnung

Der Deutsche Humor war kein Produkt der Regierenden, sondern eines der Regierten. Er kann also nicht als nationalsozialistisch gelten und wurde von den Nazi-Grössen lange auch nicht offensiv propagiert. Dennoch passte sich der Deutsche Humor vorzüglich in die nationalsozialistische Diktatur ein und trug zur Stabilisierung der «Volksgemeinschaft» bei. Er entsprach der Sehnsucht nach Versöhnung und Einbindung in die Gemeinschaft. Und die Flucht ins Komische und Heitere bot eine Möglichkeit des Wegsehens für eine Bevölkerung, die genau wissen konnte, aber nicht wissen wollte, was mit den vielen Ausgegrenzten geschah.

Hildegard Demeter: Gottfried Kellers Humor. Ebering, 1938. 132 S.

Patrick Merziger: Nationalsozialistische Satire und «Deutscher Humor». Politische Bedeutung und Öffentlichkeit populärer Unterhaltung 1931–1945. Franz-Steiner-Verlag, 2010. 407 S.

# Alpsegen bis Zündschnur

«Auftritt Appenzell» ist eine kurzweilige Mischung aus Lexikon und Bilderbuch. Das Landschaftsportrait zählt zu den interessantesten Neuerscheinungen des Büchersommers. *Von Karl Lüönd*



*Eigensinn und Fleiss:* Appenzellerin in der Sonntagstracht, Senn auf der Alp.

**L**istig bemerkt die Herausgeberin Franziska Schläpfer: «Typisch appenzellisch? Das sind doch Hügellandschaften und Milchwirtschaft, die Landsgemeinde, der Alpstein, Volksmusik und Trachten, Witz und Melancholie. Weniger bekannt sind aus dem Appenzellerland heraus weltweit tätige Hightech-Unternehmen.»

Typisch appenzellisch ist auf jeden Fall die unerhörte Vielfalt von Überraschungen auf kleinem Raum. In den beiden Halbkantonen wohnen insgesamt nur etwas mehr als 70 000 Menschen. Inner- und Ausserrhoden sind sich geografisch nah und in den Mentalitäten, nicht nur in den Konfessionen, weit voneinander entfernt.

Franziska Schläpfer und ihre fünfzehn vorwiegend einheimischen Mitautoren breiten lustvoll ihre Geschichten aus: zum Beispiel die von Ly-Ling Vilaysane. Sie wurde mit ihrer laotischen Familie zu Zeiten der Boat-People von der Caritas nach Steinegg (Innerrhoden) verschickt. Die Integration glückte, lange bevor dieser Begriff erfunden war. Ly-Ling Vilaysane ist heute Modedesignerin mit internationalem Label (Aéthérée).

Nicht nur des Alpenbitters wegen ist das Appenzellerland ein Brutkasten für berühmte Marken: Ulrich Jüstrich hat im Krisenjahr 1930 in Walzenhausen eine Bürstenfabrik eröffnet,

um den Leuten Arbeit zu verschaffen. Die Firma Just ist heute ein weltumspannendes Unternehmen mit einzigartigem Marketing. 70 000 freischaffende Beraterinnen und Berater verkaufen das Sortiment (vor allem Pflegekosmetik) an den Haustüren und an Partys.

## Kult mit Holunderblüten

Oder Flauder, eine Erfindung der zur Unternehmerin verwandelten Kindergärtnerin Gabriela Manser: Seit 2002 ist das Mineralwasser mit dem Aroma von Holunderblüten und Melisse ein unwiderstehliches Kultgetränk.

Oder Quöllfrisch, dieser Name, der das Höchste erreicht hat, was ein Markenname erreichen kann: in den Alltagswortschatz der

## Typisch ist die unerhörte Vielfalt von Überraschungen auf kleinem Raum.

Kundschaft einzugehen. Als 1992 mit dem Bierkartell auch der Zwang zur Eintönigkeit gefallen war, profilierte sich der Kleinbrauer Karl Locher mit ausgefallenen Ideen (z. B. Vollmond-Bier). Die Etiketten seiner über vierzig Bierspezialitäten brachten es dank Motiven der traditionellen Bauernmalerei zu unschätzbarem Wiedererkennungswert. Karl Locher

machte auch Chips aus Gerstenmalz und verwertete alte Eichenfässer für den inzwischen berühmten «Säntis Malt»-Whisky.

Dieses kleine, mit bezaubernden Fotografien von Luzia Broger und Verena Schoch geschmückte Appenzeller Lexikon stösst zum Wurzelgrund vor, aus dem solche Früchte spriessen. In diesem Erdreich gedeihen Eigensinn (im Sinn von Mut zur eigenen Meinung und Konsequenz in der Umsetzung), ungescheutes Bekenntnis zur Besonderheit (was sich etwa in der Geschichte des Ausserrhoder Naturheilwesens spiegelt), auch freigeistige Offenheit (kultiviert in den der politischen Bildung geweihten Lesegesellschaften).

## «End de Wölt»

Überwölbt wird dieses vielfältige Appenzeller Universum von Kulturleistungen, die vom Alpsegen bis zur Zündschnur reichen, die der Innerrhoder Weltkünstler Roman Signer manchmal auslegt, um seine Plastiken durch Sprengung zu vervollkommen. Sein erstes Freiluftatelier lag an einem Ort, den die Einheimischen «End de Wölt» (Ende der Welt) nennen. Von diesem Standort aus ist Signer in die Kunstmetropolen gezogen. Sein Weg führte ihn über Weissbad und Steinegg nach Appenzell und an der Kapelle Sankt Magdalena vorbei, welche ein enormes Gesamtkunstwerk des Malers Johannes Hugentobler darstellt, auch hier wieder ausgeführt zu einer Zeit, da dieser Begriff noch nicht erfunden war. Die oft als konservativ belächelten Appenzeller, das lernt man aus diesem Buch, sind häufig ihrer Zeit weit voraus.

Und immer wieder begegnen einem in dieser wunderbaren Hügellandschaft ungewöhnliche Menschen. Buchregisseurin Schläpfer aus der Herisauer Verlegerdynastie, die selbst zu dieser Gattung gehört, führt sie auch auf der literarischen Ebene vor: den Dichter Robert Walser, der bei Herisau im Schnee erfror; den weithin unbekannteren Werner Lutz mit einem grossartigen Text über das Wohnen im Appenzeller Bauernhaus; den Schriftsteller, Professor und Brigadier Stefan Sonderegger; auch den unglücklichen Niklaus Meienberg mit seinem aus Sarkasmus und Bewunderung gebauten Porträt des Mannes, der während Jahrzehnten in der Schweizer Öffentlichkeit den Appenzeller schlechthin verkörperte: Raymond Broger.

Wir lernen: Lebendige Kulturlandschaften, so klein sie auch sein und so folkloristisch sie bei der ersten Annäherung auch anmuten mögen, gedeihen dank Eigensinn und Fleiss, grossartigen Ideen und kantigen Persönlichkeiten.



Franziska Schläpfer (Hg.):  
Auftritt Appenzell.  
Scheidegger & Spiess.  
240 S., 107 Farb- und  
Schwarzweiss-Abbildungen.  
Fr. 36.90.–



## Die Bibel

# Armut ist machbar

Von Peter Ruch

**A**rmut ist ein vielschichtiger Begriff. Ihre Indikatoren sind das Einkommen und das Vermögen, aber es gibt Menschen, deren materielle Verhältnisse nicht armselig sind und die man trotzdem arm nennen muss. Das deutsche Adjektiv «arm» bezieht sich genuin nicht allein auf materielle Verhältnisse. Es hängt im Sinne von «verwaist» mit «Erbe» zusammen und bedeutete ursprünglich «vereinsamt, bemitleidenswert, unglücklich». Die biblisch-hebräische Sprache deutet in die gleiche Richtung: *Ani* bezeichnet einen Menschen, der unter eingeschränkten Fähigkeiten, unter verminderter Kraft und Wertschätzung leidet. Manche als *anim* bezeichnete Personen (u.a. Hagar, Lea, Jakob, Joseph, Hanna) stecken weniger in einer materiellen als in einer existenziellen Krise.

Das ändert nichts daran, dass materielle Armut bekämpft werden soll. Die Armutsdefinitionen sind allerdings hinderlich. Gemäss WHO ist arm, wer weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Einkommens seines Landes zur Verfügung hat. Demnach bleibt die Armut unverändert, wenn der Lebensstandard der ganzen Bevölkerung steigt. Die Armut sinkt erst dann, wenn die materiellen Unterschiede eingeebnet werden. Der Lebensstandard eines Volkes kann sogar beliebig sinken, ohne dass die Statistik eine nennenswerte Armut ausweist. Nach dieser Logik hätte Nordkorea weniger Arme als die Niederlande. Die Notwendigkeit eines Gutes für ein menschenwürdiges Dasein hängt nicht davon ab, ob andere Menschen dieses Gut besitzen. Und die Nivellierung des Lebensstandards erhöht den Wohlstand einer Bevölkerung keineswegs. Im Gegenteil. Eine Massenverarmung droht überall, wo Anstrengungen und Investitionen nicht attraktiv sind. Gewiss hat Armut manchmal etwas Schicksalhaftes. Viel häufiger lässt sie sich jedoch kausal erklären. Armut ist machbar. Ihre engsten Verbündeten sind die Regulierung, die Umverteilung und die Bürokratie. Ihre schärfsten Feinde sind die Kreativität der Menschen und deren Freiheit.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Mit *Trotz und Glühwürmchencharme*: Lily James in «The Guernsey Literary and Potato Peel Pie Society».

## Kino

# Schnurrende Verschrobenheit

Die Tragikomödie mit dem irren Titel «The Guernsey Literary and Potato Peel Pie Society» wird ihrem Namen voll gerecht: Ein kauziges Vergnügen. Von Wolfram Knorr

Die Kanalinseln haben was Irres. Sie gehören nicht zu Grossbritannien, sind aber der britischen Krone direkt unterstellt, haben ihre eigene Währung, mit der EU nichts am Hut und gelten heute als «Bankenzoo», Steuerfluchtburgen. Auf Churchill sind die Insulaner nicht unbedingt gut zu sprechen. Der liess ihnen während der deutschen Besatzung keine Lebensmittel zukommen. Er meinte, damit die Besatzer zu treffen, liess aber nur die Insulaner hungern.

Es hat also seinen besonderen Grund, dass eine kalifornische Bücherrärrin und langjährige Bibliothekarin in hohem Alter ihren ersten Roman auf der Kanalinsel Guernsey, in St. Martin, spielen lässt und ihm auch noch den Zungenbrechertitel «The Guernsey Literary and Potato Peel Pie Society» verpasste. Eine dort angesiedelte romantische Lovestory konnte nur mit einem Kauzigkeitsetui versehen werden – und das ist der Autorin Mary Ann Shaffer (1934–2008) bestens gelungen. Leider verstarb sie, bevor sie den Roman fertiggestellt hatte, und ihre Nichte Annie Barrows beendete ihn. 2008 veröffentlicht, wurde er zum Bestseller. Nun folgt die kongeniale Verfilmung von Mike Newell («Four Weddings and a Funeral»).

Es ist die schrullige Geschichte von Juliet Ashton (Lily James), die 1946 in London mit

der Buchveröffentlichung ihrer *Spectator*-Kolumnen aus Kriegszeiten Furore macht und einen neuen Stoff sucht. Da schneit ihr ein Brief des Farmers Dawsey Adams (Michiel Huisman) von der Kanalinsel Guernsey ins Haus, der sie um eine Empfehlung für Werke von Charles Lamb bittet. Ihre Adresse habe er in einem antiquarisch erworbenen Exemplar von Lambs «Ausgewählten Essays» gefunden. Die hätten ihn und die Mitglieder vom Club der Guernseyer Freunde von Dichtung und Kartoffelschalenaufwurf zum Lachen gebracht. Den Club (mit diesem Namen) hatten sie aus reiner Not gegründet, weil sie nach der Sperrstunde von deutschen Soldaten aufgegriffen worden waren, ein Club-Treffen angaben und ein Schwein versteckten, welches sie gemeinsam braten wollten, um ihrem Hunger zu entkommen. Juliet ist von der kuriosen Geschichte derart angetan, dass sie sich nach St. Martin aufmacht.

## Erotische Konfusionen

Autorin Shaffer hatte sich für ihre herrlich exzentrischen Typen mit ihrem tragischen Beziehungs- und Familienverhaue der Form des Briefromans bedient. Newell überträgt die liebenswert ironischen Schilderungen in ein märchenhaftes Genrebild schnurrender Ver-



schrobenheiten mit durchaus tragischen Zügen. Das beginnt schon bei der Ankunft im verwinkelten Hafentädtchen mit den Gässchen, efeuberankten Häusern mit niedrigen, schweren Holzdecken. Dass in solchen Gemäuern die Bewohner entsprechend kauzig sind, versteht sich, und Newell lässt sie mit Trotz und Glühwürmchencharme agieren, dass es ein wahres Vergnügen ist. Mit sanfter Geduld kommt Ashton hinter das wahre Geheimnis des Clubs, eine tragische Verflechtung mit einem Feind während der Besatzungszeit. Auch Juliet erliegt bald den emotionalen Turbulenzen und erotischen Konfusionen.

Mag das alles glatt und gefällig sein, der Schluss voraussehbar und in Richtung Rosamunde Pilcher abdriften, allein mit der Besetzung, von Tom Courtenay über Penelope Wilton bis Jessica Brown Findlay, gelang Newell ein Sommernachtstraum, angesiedelt zwischen Carl Spitzweg, Norman Rockwell und Kate Greenaway. ★★★★★

**Swimming with Men** — Das Brit-Kino hat bekanntlich einen Hang zu blühenden Verschrobenheiten (siehe nebenan). Unvergessen «The Full Monty» (1997): Eine Gruppe arbeitslos gewordener Stahlarbeiter kommt aus reiner Not auf die Idee, sich als männliche Stripper zu verdingen. Die Irrsinnskomödie entwickelte sich, äusserst geschickt, aus der wirtschaftlichen Not heraus. Genau das gab dem Film seinen humanen Charme. Oliver Parkers Komödie um eine Gruppe von Männern, die sich dem Synchronschwimmen widmet und an einem Männer-Synchronschwimmwettbewerb teilnimmt, fehlt genau eine derartige soziale oder ökonomische Basis. Eric Scott (Rob Brydan) steckt in einer Lebenskrise, geht regelmässig schwimmen und lernt dabei ein paar Männer kennen, die sich aus Jux und Tollerei der Synchronschwimmerei widmen. Bald merkt Scott, dass die anderen ähnliche Probleme haben. Mit Hilfe einer Trainerin (Charlotte Riley) setzen sich die jungen bis mittelalterlichen Kerle einem harten Training aus. Doch der Spass geht sprichwörtlich baden und mit ihm die Komik der strampelnden Knallfrösche. ★★★★★



Spass geht baden: «Swimming with Men».



Viel, viel grösser als der Weisse Hai: «The Meg».

**The Meg** — Megalodon, abgekürzt Meg, heissen die prähistorischen Riesenhaie, die – klar – viel, viel grösser als der Weisse Hai sein müssen, etwa wie Brontosaurier, dafür durchpflügen sie das Meer. Eine Forschertruppe, die im Pazifik herumpopelt und mit einem U-Boot in fürchterliche Tiefen vordringt, stört die Ruhe des Ungetüms dermassen, dass es nach oben kommt und Tabula rasa macht. Der Tauch- und Bergungsexperte

**Moral darf nicht fehlen. Da seufzt einer: «Erst erobern wir, dann zerstören wir.»**

Jonas Taylor (Jason Statham) muss den Forschern zeigen, was Sache ist, die Technik meistern, tauchen und crawlen, um dem Gigakrümelmöner in letzter Sekunde zu entkommen, bevor es sein Riesengebiss zuhaut. Nach dem SF-Roman von Steve Alten (Michael Crichtons «Dino-Park» ein wenig nachempfunden) inszenierte Jon Turteltaub («Last Vegas») den «Hai-Schocker». Moral darf nicht fehlen. Da seufzt einer: «Erst erobern wir, dann zerstören wir.» Routiniert, mässig spannend, eine Mixtur aus «Jaws», «Shark Kill», «The Abyss» et cetera. Ein B-Movie, aber Statham ist cool wie immer. ★★★★★

### Knorrs Liste

- |    |  |
|----|--|
| 1  | <b>Mission: Impossible – Fallout</b> ★★★★★<br>Regie: Christopher McQuarrie |
| 2  | <b>What Will People Say</b> ★★★★★<br>Regie: Iram Haq                       |
| 3  | <b>Los Perros</b> ★★★★★<br>Regie: Marcela Said                             |
| 4  | <b>Sicario 2</b> ★★★★★<br>Regie: Stefano Sollima                           |
| 5  | <b>Submergence</b> ★★★★★<br>Regie: Wim Wenders                             |
| 6  | <b>Hereditary</b> ★★★★★<br>Regie: Ari Aster                                |
| 7  | <b>Ant-Man and the Wasp</b> ★★★★★<br>Regie: Peyton Reed                    |
| 8  | <b>Adrift</b> ★★★★★<br>Regie: Baltasar Kormákur                            |
| 9  | <b>Catch Me!</b> ★★★★★<br>Regie: Jeff Tomsic                               |
| 10 | <b>303</b> ★★★★★<br>Regie: Hans Weingartner                                |

## Jazz

### James Dean der Trompete

Von Peter Rüedi

Er war einer der charismatischen Untergeher des Jazz. Als Chet Baker 1988 unter bis heute ungeklärten Umständen durch ein Amsterdamer Hotelfenster zu Tode stürzte, hatte er, knapp sechzig Jahre alt, viele Tode hinter sich. Und viele Auferstehungen. Er betrat die Szene in den frühen Fünfzigern in Los Angeles, zu einer Zeit, als im Schatten des grossen Charlie Parker die Kunst der Improvisation selbst als eine Art Sucht verstanden wurde und auch kleinere Geister sich mit harten Drogen des Genies ihres grossen Vorbilds teilhaftig zu werden meinten. Drogen gehörten damals zur Ausstattung der jugendlichen Rebellen. Baker war Autodidakt, Bewunderer von Parker und von dessen jungem Trompeter Miles Davis, aber anders als Davis stilisierte er seine androgyne Erscheinung zu einer ebenso coolen wie erotischen Hinfälligkeit. Er wurde zu einem Idol, zum James Dean der Trompete, auf der er mit seinem flachen, luftigen, scheinbar kunstlosen Ton der in einer brutalen Wirklichkeit verlorenen Schönheit nachtrauerte.

1952 entstanden die ersten Aufnahmen des pianolosen Quartetts mit Gerry Mulligan, sehr durchsichtige, oft polyfon organisierte Interpretationen von Standards, die bald zum Inbegriff des weissen Westcoast-Cool-Jazz wurden. Zu Beginn war Mulligan der Star der Gruppe, aber bald wurde Baker die Hauptattraktion, vor allem durch seinen Gesang weit über die Hardcore-Jazzfans hinaus. Das brachte die beiden auseinander. Trotz späterer Remakes sind es die frühen Aufnahmen, die bis heute den «unschuldigen» poetischen Zauber dieser Partnerschaft ausmachen. Diese ist, wie alle Studioaufnahmen zwischen 1952 und 1959, nun in zwei Boxen à je zehn CDs zu verfolgen, welche die Anfänge der stets am Abgrund entlangschlingenden Laufbahn Bakers dokumentieren, inklusive der Grossefolge seiner Versuche als Sänger und inklusive der Aufnahmen, die 1955/56 in Europa entstanden: Kostbarkeiten, und auch ein paar Dokumente aus der Kategorie «tragische Jazzgeschichte». Insgesamt der dankenswerte Versuch, die erste Phase der erstaunlich kohärenten Musik des tragischen Chaoten zu dokumentieren.



Chet Baker: **The Thrill Is Gone**. Complete Studio Master Takes 1952–1956; 10 CDs; Le Chant du Monde 574281423. Chet Baker: **Rebel at Work**. Complete Studio Master Takes 1956–1959; 10 CDs; Le Chant du Monde 574282433

# Wie Lenin das Hirn abhandenkam

Bevor Lenins Leiche einbalsamiert wurde, sägten Wissenschaftler seinen Kopf auf und holten vorsichtig das Hirn heraus. Das Sowjetregime wollte herausfinden, worin genau seine Genialität bestand. Das Forschungsergebnis war so schockierend, dass man strikte Geheimhaltung beschloss. *Von Giles Milton*

Regelmässig wird Schimmel von Lenins Gesicht gewischt und sein Körper gelegentlich in Glyzerin gebadet, damit er nicht verwest. Aber obschon sie seit über neunzig Jahren ausgestellt ist, ist Lenins einbalsamierte Leiche in bemerkenswert gutem Zustand. Es sieht einfach nur aus, als schlief er tief.

Doch er verbirgt ein Geheimnis, das für das bloße Auge kaum sichtbar ist: Bevor seine Leiche einbalsamiert wurde, sägten Wissenschaftler seinen Kopf auf und holten vorsichtig das Hirn heraus, damit es bis ins Detail mikroskopisch untersucht werden könne. Das Sowjetregime wollte herausfinden, worin genau seine Genialität bestand.

Diese Untersuchung entsetzte Lenins Witwe Nadeshda Krupskaja. Als ihr Mann am 21. Januar 1924 starb, bat sie, man möge ihn neben seiner geliebten Mutter begraben. «Erbaut keine Gebäude oder Denkmäler in seinem Namen», sagte sie.

Doch Lenins Kollegen vom Politbüro waren ganz anderer Meinung. Sie fanden, seine Leiche sollte ein bleibendes Denkmal der Revolution werden. Felix Dserschinski, Vorsitzender des Lenin-Begräbniskomitees, sagte: «Wenn es wissenschaftlich möglich ist, muss Lenins Leiche konserviert werden.»

Das war ein echtes Problem. Es gab viele bekannte Techniken für das Einbalsamieren einer Leiche nach dem Vorbild der alten Ägypter, aber keine, die garantierte, dass Lenins Aussehen erhalten bliebe.

Als der hervorragende sowjetische Pathologe Alexei Abrikossow gefragt wurde, ob das möglich wäre, antwortete er: «Die heutige Wissenschaft verfügt über keine solchen Mittel.» Andere widersprachen. Wladimir Worobiew, Anatomieprofessor an der Universität Charkow, meinte: «Viele anatomische Verbindungen lassen sich jahrzehntelang erhalten; das bedeutet, dass wir versuchen sollten, diese Methoden auf einen ganzen Körper anzuwenden.»



So lebendig wie möglich: Kommunisten-Ikone Lenin.

Das wichtigste Organ, das geschützt werden sollte, war Lenins Hirn. Es wurde als Ganzes aus seinem Schädel entfernt und in Formaldehyd gelegt. Zwei Jahre lang wagte niemand, es anzurühren. Aber 1926 wurde der deutsche Neurologe Oskar Vogt aufgefordert, den Schlüssel zu Lenins angeblicher Genialität zu suchen. Professor Vogt gründete das Moskauer Hirninstitut, und im Zentrum seiner Studien stand das leninsche Organ.

Die Leiche hatte man derweil Professor Worobiew anvertraut, der die Aufgabe hatte, Lenins Fleisch vor dem Zerfall zu bewahren. Behilflich war ihm dabei ein weiterer Experte, Boris Sbarski. Beiden Männern war bewusst, dass sie im Falle ihres Scheiterns hingerichtet würden.

Lenins Blut, seine übrigen Körperflüssigkeiten und inneren Organe wurden kurz nach dem Hirn im Zug des ersten Einbalsamierungsprozesses entfernt. (Wo sein Herz abgeblieben ist, ist bis heute ein Rätsel. Es

muss kurz danach verschwunden sein.)

Nachdem die inneren Organe entfernt worden waren, wurde die Leiche viele Wochen lang in eine spezielle, Glyzerin und Azetat enthaltende Lösung eingelegt. Die dunklen, schimmelartigen Flecken, die sich auf der Leiche gebildet hatten, wurden später mit Essigsäure und Wasserstoffperoxid entfernt.

Ganz wichtig war, zu verhindern, dass die Augenhöhlen zusammensackten: Anstelle der Originale wurden künstliche Augen eingesetzt. Wichtig war auch, dass das Gesicht so lebendig wie möglich wirkte. Lenins Augenbrauen, Schnurrbart und Bart blieben deshalb unangetastet. Das Gleiche galt für seine Genitalien (die selbstverständlich nicht zu besichtigen sind).

Während man den Körper einem längeren Einbalsamierungsprozess unterzog, wurde das Hirn genau untersucht. Professor Vogt hatte lange schon die Meinung vertreten, es gebe einen direkten Zusammenhang zwischen Hirnstruktur und Intelligenz. Sollte diese Annahme zutreffen, gäbe es keinen Grund, warum er die Ursachen von Lenins Genialität nicht kartografieren könnte.

Der Professor zerschnitt das Hirn in vier Teile, die er je in 7500 mikroskopisch dünne Tranchen schneiden liess. Dafür musste eine Hirnschneidemaschine gebaut werden, ganz ähnlich wie eine Schinkenschneidemaschine.

Manche Scheiben wurden violett und schwarz gefärbt, um sie unter dem Mikroskop zu untersuchen. Der Rest wurde nicht angetastet, damit künftige Generationen ihn studieren könnten.

Vogt und sein Team sowjetischer Wissenschaftler verbrachten Jahre damit, die Hirntranchen zu studieren und sich auf sie einen Reim zu machen. Die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen wurden schliesslich in vierzehn Bänden festgehalten, die in grünes Leder gebunden wurden und auf

denen in Prägdruck nur ein einziges Wort stand: «Lenin».

Doch weder das Werk des Professors noch jene der Wissenschaftler, die nach ihm folgten, wurden je veröffentlicht. Erst 1993 durfte Oleg Adrianow, einer der hervorragendsten Techniker des Hirninstituts, einen Aufsatz über Lenins Hirn publizieren.

Dass die Ergebnisse davor nicht publiziert worden waren, hatte einen guten Grund: Lenins Hirn barg in der Tat ein Geheimnis, das so schockierend war, dass die Sowjethierarchie es geheim zu halten beschloss.

Das Geheimnis war: Lenins Hirn war genau gleich wie die Hirne anderer Menschen. «Ein Hirn ist wie eine Wassermelone», sagte Adrianow. «Es besteht zu 95 Prozent aus Flüssigkeit.» Obschon Lenins Hirn ungewöhnlich grosse Pyramidenzellen aufwies, hatten diese keine Auswirkungen auf dessen inneren Mechanismus. «Offen gestanden», sagte Dr. Adrianow, «glaube ich nicht, dass er ein Genie war.»

**U**nd was war mit dem Rest seines Körpers? Viele Jahre unterstand die Leiche Yuri Denisow-Nikolski. Als er nach seinem makabereren Beruf gefragt wurde, gestand er, dass seine Hände jedes Mal zitterten, wenn er Leichenteile berühre.

«Nicht jedem Experten ist es erlaubt, historische Schätze wie einen Raffael oder einen Rembrandt zu restaurieren. Diejenigen von uns, die das tun, zittern. Ich spüre in meinen Händen eine grosse Verantwortung.»

Boris Jelzin war der erste führende Politiker, der vorschlug, Lenin zu begraben. Er meinte, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion sei es nicht mehr angebracht, die Leiche zur Schau zu stellen.

Doch weder er noch Wladimir Putin noch sonst ein führender Politiker hat je Schritte unternommen, um eine der makabersten Touristenattraktionen der Welt aus dem Verkehr zu ziehen.

Da liegt er also weiterhin, marmorweiss, runzlig und manchmal etwas schimmelig. Sein Hirn dagegen wird ungefähr anderthalb Kilometer entfernt gelagert, in Form von 30 000 Tranchen zwischen Objektträgern. Bisher hat niemand vorgeschlagen, Hirn und Körper sollten wiedervereinigt werden.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
Sir Osman aus Hyderabad



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**In unserer Firma wird ab sofort vom Lehrling bis zum CEO jeder geduzt. Das ist eine Weisung von oben. Ich persönlich möchte aber nicht mit allen per du sein, fühle mich dabei unwohl. Wie verhalte ich mich am besten, wenn ich mit bestimmten Personen – besonders mit einigen Vorgesetzten – nicht per du sein will? Meiner Meinung nach sollte ein gewisser professioneller Abstand vorhanden sein.**

Alexander G., Hergiswil

Sie- oder Du-Beziehungen? Das ist – vor allem im Arbeitsleben – eine dauernde Frage zu allen Zeiten und in den meisten Ländern. In Amerika beispielsweise ist eine Du-Beziehung mit Vorname im Unternehmen allgemein üblich und anerkannt. Ausgenommen sind besondere Respektbezeugungen. Also etwa «Mr. President» oder «Miss President». Dies insbesondere, wenn man von aussen in ein Unternehmen tritt.

Und bei uns? Wenn es nur üblich und Mode ist, dass man sich duzt, können

Sie es so machen, wie Sie es für richtig halten. Ich teile jedoch Ihre Auffassung, dass die vorschnelle Duzerei die Arbeit auf Vorgesetzten- und Untergebenenstufe nicht unbedingt erleichtert. Hilfreich ist es, wenn man – weil man die Ausnahme ist, die nicht jeder-mann duzt – den Kollegen bei Gelegenheit erklärt, warum man es so und nicht anders hält. Die Mitarbeiter werden dies verstehen.

Ganz anders ist es hingegen, wenn das Du in der Firma befohlen wird, wie das scheinbar bei Ihnen der Fall ist. Da

## Ich teile Ihre Auffassung, dass die vorschnelle Duzerei die Arbeit nicht erleichtert.

haben Sie wohl keine andere Möglichkeit, als dies auch zu tun, auch wenn Sie sich dabei unwohl fühlen. Das muss und kann man ja wohl ertragen.

Wenn Ihr Unbehagen allerdings allzu gross wird, wird Ihnen wohl nichts anderes übrig, als die Stelle zu wechseln.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Gewinner der Woche

### Tiefpreis-Bank im Höhenflug

Kaum eine Aktie bereitet derzeit mehr Freude als Swissquote. Der Online-Broker, der grosse Stücke auf seine kleinen Preise im Wertschriftenhandel hält, hat seinen Börsenwert seit Jahresbeginn um über 80 Prozent gesteigert. Die letzte Woche sah mit einem Plus von 17 Prozent einen besonders intensiven Höhenflug. Am 30. Juli präsentierte die Bank das Halbjahresergebnis: Die Kundenvermögen konnten um 20 Prozent auf 25,5 Milliarden gesteigert werden. Zusätzlich beflügelt vom wechselhaften Geschehen an den Märkten, kletterte der Gewinn gegenüber dem selben Zeitraum im Vorjahr gar um 44 Prozent auf 25,7 Millionen Franken. Das Duo um die beiden Mitgründer Marc Bürki (CEO) und Paolo Buzzi (CTO) leitet die Geschichte des Unternehmens seit der Gründung 1999.

### Aktienkurs von Swissquote

Vom 30. Juli bis 7. August 2018, in Franken



Zusammen halten sie 25 Prozent der Aktien. Und die Expansion geht weiter: Am Dienstag wurde der Kauf der luxemburgischen Internaxx zwecks Zugang zum europäischen Markt annonciert. *Florian Schwab*



Thiel

## Finma

Von Andreas Thiel

**Finanzmarktaufseher:** Guten Tag, ich bin von der Finma und komme Ihre Bücher prüfen.

**Empfangsdame:** Haben Sie Ihren Strafregisterauszug mitgebracht?

**Finanzmarktaufseher:** Wieso?

**Empfangsdame:** Wir sind ein ehrbares Unternehmen und verkehren nicht mit Kriminellen.

**Finanzmarktaufseher:** Ich bin doch kein Krimineller!

**Empfangsdame:** Dann wird es ja kein Problem für Sie darstellen, dies auch zu beweisen. Wenn Sie Einsicht in unsere Bücher nehmen wollen, benötigen wir erst einmal ein forensisches Gutachten von einem Gerichtspsychiater.

**Finanzmarktaufseher:** Wozu?

**Empfangsdame:** Es ist bloss eine Formalität. Sie müssen nur glaubhaft nachweisen, dass Sie noch nie ein Kind misshandelt haben. Hier ist eine Liste mit von uns anerkannten Gerichtspsychiatern. Falls bei Ihnen diesbezüglich alles in Ordnung ist, sollte der Gutachter nicht mehr als zwölf Sitzungen benötigen, um ein Gutachten zu erstellen. Zudem brauchen wir Ihren Wohn- und den Arbeitsort und von sämtlichen Bordellen in einem Umkreis von je dreissig Kilometern eine schriftliche Bestätigung, dass Sie dort nicht Kunde sind.

**Finanzmarktaufseher:** Ich habe noch nie ein solches Etablissement besucht.

**Empfangsdame:** Lassen Sie diese Bestätigungen am besten gleich auch noch von Ihrer Frau mitunterschreiben. Sind Sie überhaupt verheiratet? Falls nicht, würden wir gerne wissen, wo das Problem liegt.

**Finanzmarktaufseher:** Das ist ja die Höhe!

**Empfangsdame:** Hier ist noch etwas, was Sie unterschreiben müssen.

**Finanzmarktaufseher:** Was ist das?

**Empfangsdame:** Nur eine Erklärung, dass Sie noch nie auf einer Bank gearbeitet haben.

**Finanzmarktaufseher:** Aber ich habe auf einer Bank gearbeitet!

**Empfangsdame:** In diesem Fall müssen Sie nachweisen, dass Sie noch nie irgendwelche Boni kassiert haben. Bis wann, denken Sie, können Sie die Unterlagen einreichen?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Eine Nacht in Monte Carlo

Benefiz-Party im Hotel «Hermitage» in Monaco, der exklusivsten Luxusherberge im Fürstentum. Von Hildegard Schwaninger

Es war eine glanzvolle Nacht in Monte Carlo. Party-Location war das Hotel «Hermitage», die exklusivste Luxusherberge im Fürstentum Monaco. Das Traditionshaus übertrifft zurzeit sogar das «Hôtel de Paris» an Exklusivität, das wegen Renovation etwas reduziert ist, aber ab September 2018 nach vierjähriger Umbauzeit in neuem Glanz erstrahlen soll. Hier im «Hermitage» fand also die Sheba Gala statt, die jährliche Benefiz-Party zugunsten des Spitals und medizinischen Forschungszentrums Sheba in Israel.

«Drink, dance & donate» war das vorgegebene Motto zu dem Abend, und schon wenn man die Terrasse betrat, wo die Kellner mit Champagnergläsern warteten, spürte man die Energie und Lebenslust, die den Abend dominieren sollten. Man sah auch gleich ein paar Bekannte, alle in der Hochstimmung, die einen an Orten wie Monte Carlo unweigerlich befällt. Carlo Rampazzi, der Designer aus Ascona, in seinen blumengemusterten Gucci-Leggings unübersehbar, stand neben Bella Haas (im langen Abendkleid), die man vom Asprey-Laden in St. Moritz kennt und die jetzt auch in Zürich an der Bahnhofstrasse (bei Gross Couture) einen Asprey-Shop leitet. Im hellblauen Abendkleid Annette Zierer, die Unternehmerin aus München (Zierer Communications), die den Abend organisierte und ein Auge darauf hatte, dass alles wie am Schnürchen lief.

Die Gäste standen da und genossen die Aussicht auf die abscheulichen Betonbauten, gi-

gantischen Wohnblöcke und unzähligen Baukräne, die die Kulisse von Monte Carlo bilden. Monte Carlo ist ein Phänomen. Der hässlichste Ort der Welt, an dem man die teuersten Autos sieht, die exklusivsten Mode- und Juwelengeschäfte, die exquisitesten Kunstgalerien und die schönsten Frauen. Darüber philosophierend, zuckt Carlo Rampazzi, der Weltmann, der in Cannes residiert, die Achseln. «Monte Carlo ist Monte Carlo.» Dabei wollen wir es belassen. Im Hintergrund zeichnet sich der hellrosa Fürstenpalast ab, wo die Grimaldis wohnen und wo der weltberühmte Rosenball stattfindet; im Meer dümpeln ein paar Jachten.

Ein elegantes Ehepaar, Dorit und Marc Assaraf (Monaco, Genève), die Gastgeber des Abends, begrüssen erfreut die Gäste, neben ihnen steht der wichtigste Mann des Abends, Professor Yitshak Kreiss, Direktor und CEO des Sheba Medical Center, der beim Abendessen eine berührende Rede halten wird; er wird erzählen von der Rettung eines syrischen Mädchens dank dem medizinischen Fortschritt, um den Sheba viele Verdienste hat. An diesem Abend kommen 600 000 Euro für Sheba zusammen. Die Frau von Yitshak Kreiss, einem ernsten, gutaussehenden Mann, ist an seiner Seite: Inbal Kreiss. Sie ist stellvertretende Generaldirektorin der Raumfahrtbehörde in Israel.

Man begibt sich in die Salle Belle Epoque, die mit einem Meer von Blumen farbenfroh dekoriert ist. Die Tische haben die Namen von Blumen: «Violet», «Tulip», «Rose» und «Lily»



Fast verliebt

## Späte Mädchen

Von Claudia Schumacher

Der Markt ist überhitzt», referiert mein Cousin Maxim, bindungswilliger Ex-Player, über seine Probleme beim Kennenlernen von Frauen. Wir liegen am Sempachersee, wo er gerade das Windsurfen

lernt, beide haben wir ein Bier in der Hand und blinzeln in einen Abendhimmel aus der Pastellpalette. «Was ich krass fand in den letzten Monaten: wie Frauen über dreissig abgehen, wenn man sie nicht will.» Er treffe mal diese, mal jene – könne doch keiner erwarten, dass gleich die Richtige dabei sei. «Oft kommt es vor, dass nach ein paar unverbindlichen Treffen der Funke nicht überspringt», sagt er. Und er kommuniziere das den Frauen gegenüber ehrlich. «Ist doch ein edler Akt der frühen Scheidung, oder?», fragt er. Ich zuckte mit den Schultern. «Hast du mit ihnen geschlafen?», hake ich nach. «Nein», versichert er, «das ist der Punkt: Ich bemühe mich, anständig zu sein.» Aber die Antwort der Frauen darauf sei immer gleich: «Terror, der reinste Terror.» Maxim klingt hilflos. Er zückt sein Smartphone und zeigt mir den Chat mit der Letzten, die er freundlich abmoderieren wollte: «Ich glaube,



Temperament: Valérie Perez (l.), Annette Zierer.



Berührend: Yitshak und Inbal Kreiss.



Tanz auf dem Ehrentisch: Sängerin Loona.

(man ist in Südfrankreich, im Paradies der Blumen und Düfte), und das Essen ist koscher und schmeckt gut. Vor allem das Dessertbuffet kennt keine kreativen Grenzen. Valérie Perez, die charismatische französische Nachrichtensprecherin, führt – in einem tief dekollierten, champagnerfarbenen Seidenkleid – mit Empathie und Temperament durch den Abend.

Sheba feiert dieses Jahr sein 70-jähriges Bestehen (gleich alt wie der Staat Israel), und Loona, die an diesem Abend die Tanzmusik machte, feierte ihr 20-Jahre-Bühnenjubiläum. Die Queen of Latin Pop («Vamos a la playa» und «Bailando»), eine ausgesprochen sympathische Temperamentsnudel, lockte mit ihrem Sound selbst die langweiligsten Couch-Potatos auf die Tanzfläche. Am Schluss tanzte Loona selber auf dem Ehrentisch. Es war ein Abend voller Lebensfreude.

Eine Auktion, durchgeführt vom bekannten Humphrey Butler aus London, spülte einiges Geld in die Charity-Kasse. Versteigert wurden unter anderem ein Luxusaufenthalt im «Waldorf Astoria Jumeirah Hotel» in Dubai und auch ein paar Schmuckstücke der israelischen Firma House of Oliva (die Designer und Besitzer der Juwelenfirma, Nilly und Matti Gross, waren anwesend). Eva Weiss, die wie immer sexy auftretende Witwe des Schweizer Unternehmers und Mäzens Branco Weiss, ersteigerte eine Perlenkette für 9000 Euro.

Der Abend stand, wie praktisch alle Benefiz-Veranstaltungen im Fürstentum Monaco, unter der Schirmherrschaft von Fürst Albert von Monaco. Der war natürlich nicht da; und auch nicht Charlène. Dafür Didier Gamberdinger. Er ist Gesundheitsminister von Monaco.

#### Im Internet

[www.schwanningerpost.com](http://www.schwanningerpost.com)

es ist besser, wenn du nicht extra von Locarno herfährst, damit wir uns noch mal sehen», schrieb er einer Kathrin. «Wir hatten hier auf Whatsapp einen intensiven Austausch, und ich merke, dass wir wohl auf keinen grünen Zweig kommen miteinander.» Kathrin: «Deine Reaktion und deine Nachricht sind völlig unnötig. Aber hey, mir ist die Lust vergangen, zu dir zu kommen.» Maxim: «Ok, cool – dann sind wir uns ja einig.» Kathrin: «Wie auch immer. Aber trotzdem Scheisse von dir.» – Leider geht der Chat dann noch weiter: Maxim versucht, die Frau zu beruhigen und einen freundlichen Abgang hinzukriegen. Aber sie erhitzt sich, obwohl es keinen Sinn ergibt. Bis sie ausfällig wird und ihn beleidigt. «Völlig gaga!», ruft Maxim. «Und nicht die Erste, die so abgeht!» Zum Beweis zeigt er noch einen Chat.

Woran das liegt? Für die biologische Uhr ist es fast ein wenig früh: Auch mit 39 Jahren werden

82 Prozent der Frauen problemlos innerhalb eines Jahres auf natürlichem Weg schwanger. Da kann man als Frau mit Anfang dreissig entspannt daten. Aber klar: Bis in die 1970er hinein galt eine ungebundene Frau ab dreissig schon als «spätes Mädchen». Vermutlich hängt uns das innerlich nach.

«Mache ich den Frauen einen Vorwurf, dass sie nicht richtig für mich sind?», sagt Maxim, und: «Nein, denn das wäre irre!» Ausserdem sei es frustrierend für ihn, weil er ja durchaus Sex wolle. Das Kennenlernen vorher abzubrechen, lasse sich nur durch viel Masturbation gewährleisten. «Entweder schlafe ich künftig halt doch wieder mit ihnen, weil der Stress bei Ü30-Frauen so oder so maximal ist.» Oder er treffe halt nur noch Twens. «Da wird man fast dazu gezwungen!», sagt er – und jetzt lächelt er wieder ein bisschen.



Unten durch

## Sommer-Extra (1)

Von Linus Reichlin

Wenn man als Mann älter wird oder auch wenn man jung ist, aber betrunken, kann es sein, dass man, wenn man mit einer Frau die Dinge tut, die schon Goethe und vor ihm Karl der Grosse getan haben, plötzlich, mitten im Geschehen, die Übung abbrechen muss, weil der Geist willig ist, aber das Fleisch so schwach wird, dass es wie gegen eine Wand stösst und nicht durchdringen kann. Wenn man noch älter wird oder noch betrunken ist, kann es sein, dass das Fleisch gar nicht erst bis zu diesem Punkt kommt, sondern vor dem Fernseher liegen bleibt, und zwar jahrelang und ohne Hoffnung, jemals wieder zu etwas anderem zu taugen als zum Vollpinkeln von Plastikbechern beim Urologen.

Um meinem Fleisch dieses Schicksal zu ersparen, habe ich mir im Internet bei einer Firma namens Fastpower Medics rezeptfrei das anerkannte Medikament Sildenafil bestellt, 1000 Stück zum Sonderpreis von Fr. 2.85. Dies könnte zwar darauf hindeuten, dass es sich bei den Tabletten um Fälschungen handelt, aber ein bisschen Wirkstoff wird ja wohl drin sein, und wenn ich statt einer Tablette fünfzig schlucke, werde ich vermutlich dieselbe Wirkung erleben wie beim Schlucken einer echten. Natürlich könnte ich auch zum Arzt gehen und es mir offiziell verschreiben lassen, aber dann würde eben genau das passieren, was wir Männer nicht mögen: Ich müsste bei einer jungen, hübschen Apothekerin Potenzmittel kaufen. Ich möchte es auch nicht bei einer älteren, reiferen Apothekerin kaufen. Auch nicht bei einer uralten, die in der überlaufenen Apotheke schreit: «Sagten Sie Erektionsstörungen? Sie müssen lauter reden!» Allenfalls würde ich es bei einem blinden und tauben männlichen Apotheker kaufen, der sich, nachdem er mich bedient hat, am besten auch noch gleich vor den Zug wirft.

Aber wo findet man heutzutage noch solche Apotheker? Man wird ja in den Pillenbuden nur noch von Frauen bedient. Das ist mir höchst unangenehm. Man hat als Mann immer das Gefühl, dass diese Apothekerinnen schon auf den Stockzähnen grinsen, wenn sie einen reinkommen sehen. Man hört sie förmlich denken:

>>> Fortsetzung auf Seite 62

«Sieh da, wieder so ein Burn-out-Casanova, der es dem Wetter in die Schuhe schiebt, wenn er ihn nicht hochkriegt.» Ich habe manchmal den Eindruck, dass diese Apothekerinnen an nichts anderes denken können als an Potenzmittel. Selbst wenn man nur ein Mittel gegen Schnupfen oder innere Blutungen verlangt, fragen sie heimtückisch, ob man nicht vielleicht noch etwas anderes brauche: «Etwas zur Stärkung vielleicht? Etwas für Männer Ihres Alters, die nachts ausnahmsweise mal nicht allein sind?» Als mich das irgendwann eine Apothekerin fragte, sagte ich zu ihr: «Nein, *gopfertammi*, ich hab nur eine innere Blutung!» Sie sagte: «Das kenne ich, hihi! In einer Woche ist es wieder so weit, und so kurz vorher bin ich immer ziemlich bedürftig. Wenn ich nicht wüsste, dass Sie diesbezüglich Probleme haben, würde ich Sie glatt zum Abendessen einladen.»

Man kann heutzutage als Mann in keine Apotheke mehr gehen, ohne dass nicht sofort Sex im Zentrum steht. Man braucht praktisch nur schon ein Potenzmittel, um in der Apotheke nicht zu versagen! Aber man kriegt die Pillen erst, wenn man reingeht: Das nennt man Teufelskreis. Man braucht so ein Mittel übrigens in jedem Fall immer, bevor man reingeht. Wenn man schon drin ist, kann man sich die Fr. 2.85 sparen. Dies nur als guter Ratschlag. Die Alternative wäre natürlich, dass man grundsätzlich gar nicht mehr reingeht. Ich sage nur ein Wort: «Lysistrata». Sexentzug als Weg zum Weltfrieden. Das wäre wirklich eine perfekte Ausrede: «Nein, Schatz, ich bin nicht impotent. Aber ich werde so lange nicht mehr mit euch Frauen schlafen, bis ihr aufhört, euch gegenseitig auf dem Schlachtfeld umzubringen!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Klippenschluckspechte

Von Peter Rüedi

**D**ies ist die Geschichte eines Abenteurers. 1994 beschloss Johst Weber, Ingenieur für Thyssen-Krupp im Ruhrgebiet, ein anderer zu werden. Er hatte schon immer eine Leidenschaft für Wein, wenn auch nur ein beschränktes Fachwissen, als er, die Apartheid war eben erledigt, seinen Fuss am anderen Ende der Welt auf eine Farm ausserhalb der südafrikanischen Stadt Stanford setzte, ein Gelände von 500 Hektaren mit ein paar Kühen und Ziegen in der Obhut eines alten Mannes. Aber Glück, sein Bauchgefühl oder der Rat einiger Freunde, die bei dem Unternehmen seine Partner wurden, liessen ihn das Potenzial dieses kalkigen, gut bewässerten und vom nahen Ozean her frisch belüfteten Terroirs erkennen.

Im Jahre 1995 kaufte er Springfontein, 1998 pflanzte er die ersten Reben: Bordelaisches, vor allem aber Südafrikas Spezialität, die Neuzüchtung Pinotage aus den zwanziger Jahren (Pinot noir x Cinsault). 2005 brachte er die erste Ernte ein. In Tariro Masayiti, dem ersten promovierten schwarzen Önologen Südafrikas, und in Hildegard Witbooi als Verantwort-

licher für die Arbeit im Rebberg fand er die idealen Partner. Walker Bay, so heisst die Zone, war damals önologisch noch weitgehend *wasteland*, von ein paar Pionieren wie Tim Hamilton Russell abgesehen. Die Bucht liegt ein paar Dutzend Kilometer östlich vom Kap der Guten Hoffnung. Ein gerüttelt Mass Optimismus brauchte Neusiedler Weber auch. Was Europäer verwundern mag: Südafrika ist ein ideales Weinland wegen seines dank dem Benguelastrom aus der Antarktis kühlen Klimas (der genannte Russell wurde nicht von ungefähr für seinen Pinot noir berühmt).

Weber legte das Schwergewicht auf die südafrikanischen Spezialitäten Pinotage und Chenin blanc, allerdings ohne Sturheit. So verdankt die zusammen mit dem Zürcher Händler Bruno Jeggli komponierte Cuvée ihre Eigenwilligkeit zwar der Pinotage, aber die ist mit Cabernet, Shiraz, Merlot und etwas Petit Verdot ausbalanciert. Nicht dass die einheimisch südafrikanische Kreuzung durch die Krücken internationaler Sorten gestützt werden müsste. In den letzten zwanzig Jahren hat sich bei sorgfältigen (und wie Springfontein eher kleinen) Produzenten eine eigentliche neue Pinotage-Kultur entwickelt. Sie hat Frucht und Power gleichermaßen im Blick, im Fall von Webers Estate unterstützt durch sorgfältig dosierten Holzeinsatz in Barriques zweiter und vierter Füllung. Südafrikas Weine sind insgesamt eine freudvolle Entdeckung, Jeggli/Webers «Sopiensklip» mit seiner Frucht und Würze ein besonderes Vergnügen. Übrigens: «Sopie» meint in Afrikaans Schluck, «Klip» Klippen, und beides bezieht sich auf die Fischer an der nahen Küste, die Klippenschluckspechte.

Springfontein: Red of Sopiensklip. Estate Wine of Origin Walker Bay (South Africa). 2014 Special Blend. 14%. Jeggli-Weine, Buchs ZH. Fr. 16.90. www.jeggliweine.ch



## Salz & Pfeffer

# Fisch als Mass aller Dinge

Von Andreas Honegger

**I**n Bäch, auf dem Boden des Kantons Schwyz am Zürichsee, bietet das Restaurant «Faktorei» eine hervorragende Fischküche. Das Haus hat hübsche alte Stuben

und eine interessante Geschichte. Hier war der Umschlagplatz des Salzes vom Schiff auf den Säumerweg für die Salzversorgung des Kantons Schwyz. Früher bezog die Innerschweiz ihr Salz aus Tirol und dem Salzkammergut, und es erreichte Bäch über den Walensee und den Zürichsee. In einer ehemaligen Salzfaktorei gibt es nicht nur Fische aus dem See, sondern auch aus dem Salzwasser.

Am besten vertraut man sich dem grossen Fischmenü (Fr. 84.–) an, das vier wunderbare, leichte und schmackhafte Fischgänge vereint. Als wir in der «Faktorei» mit Freunden assen, starteten wir mit einem Salat mit Fischstreifen, mit einer Langustinencremesuppe oder einer wunderschönen Lachs-Gemüse-Terrine. Dann kam eine Portion gebackene Eglifilets auf den Tisch, darauf ein grillierter Steinbutt auf einem Rahm-Lauch-Bett. Den Abschluss machte ein Zanderfilet an einer Champagnersauce.

Man kann aber auch nur seine Favoriten bestellen, in meinem Fall wären das die Langustinen an einer hinreissenden Sauce mit hausgemachten Nüdeli und dann die gebackenen Eglifilets. Trudi Büeler und ihre Helferinnen zaubern sie so luftig und knusprig herbei, dass man einfach nicht widerstehen kann. Die Salzkartoffeln und die selbstgemachte Mayonnaise sind perfekt.

Zu sechst haben wir – mit zwei hervorragenden Flaschen Weisswein – rund 700 Franken bezahlt. In der «Faktorei» stimmt alles. In einer kleinen Stube dürfen sogar die Zigarrenraucher ihrem Laster frönen – falls man nicht ohnehin auf der Terrasse mit Blick auf die Bucht und den See essen kann. Da hier alles mit grosser Liebe gestaltet wird, lohnt es sich auch, einen Blick in den gepflegten Garten zu werfen.

Faktorei, Seestrasse 41, 8806 Bäch SZ, Tel. 044 784 03 16

## Dem Himmel so nah

Whisky-Fachmann Tony van Rooijen über Tradition, Trendgetränke und ein Teleskop im Oberengadin.



«Unglaubliche Leidenschaft»: Whisky-Botschafter van Rooijen.

Im «Shangri-La» in Sydney steht eines, und im Hotel «Waldhaus am See» in St. Moritz steht ein anderes: Balvenie, eine Manufaktur für schottischen Whisky, schickt derzeit fünf Teleskope auf Weltreise. Das Spähgerät aus der britischen Edelwerkstatt Moonraker brachte der Niederländer Tony van Rooijen ins Engadin. Als Botschafter für einige der klingendsten Namen der Whisky-Welt verbreitet er seit zehn Jahren die Leidenschaft des Single Malt.

**Herr van Rooijen, Sie sind von Haus aus Computerexperte. Wie wird man da «Ambassador» für Whisky?**

Whisky ist schon sehr lange eine Leidenschaft von mir. Seit ich volljährig bin, ist Whisky mein liebstes alkoholisches Getränk. Vor zehn Jahren stiess ich auf ein Inserat, in dem Glenfiddich einen Markenbotschafter suchte. Ich bewarb mich sofort.

**Hier im Engadin repräsentieren Sie die Destillerie Balvenie.**

Glenfiddich und Balvenie gehören zum selben Familienunternehmen. Aber die beiden Destillerien verfolgen entgegengesetzte Strategien: Glenfiddich setzt auf die weltweit erkennbare grüne Flasche, Balvenie pflegt das Lokale.

**Was macht Balvenie so besonders?**

Das Spezielle an Balvenie ist, dass der ganze Produktionsprozess vom Anbau der Rohstoffe bis zur Lagerung unter demselben Dach stattfindet. Selbst die Gerste wird zu einem Teil selber angebaut und gemälzt. Es gibt nur ganz wenige handverlesene Whisky-Produzenten, bei denen dies der Fall ist.

**Andere Destillerien lagern einzelne Produktionsschritte aus – aus vernünftigen, betriebswirtschaftlichen Überlegungen. Warum tut Balvenie das nicht?**

Balvenie ist seit 1886 ein Familienunternehmen. Hier wird nicht in Quartalsabschlüssen gedacht. Sie müssen sich vorstellen, in den Kellern der Destillerie lagern Fässer, die viele Jahrzehnte alt sind. Es geht darum, die Tradition zu pflegen.

**Was hat es mit den Teleskopen auf sich?**

Die fünf Teleskope, von denen eines in St. Moritz steht, symbolisieren die Eigenschaften von Balvenie: Handwerkskunst in höchster Perfektion. Die handgemachten Geräte sind in erster Linie aus den Materialien gefertigt, die auch in der Herstellung von Whisky eine Rolle spielen: Whisky wird in kupfernen Brennblasen destilliert und in Holzfässern gelagert.

**Sie sind zum ersten Mal im «Waldhaus am See». Wie ist Ihr Eindruck?**

Es handelt sich um die grösste Whisky-Bar der Welt! Claudio Bernasconi und sein Sohn Sandro pflegen den Whisky mit einer unglaublichen Leidenschaft. Hier kann man

---

**«70 Prozent des Geschmacks kommen vom Fass, in dem der Whisky gelagert wird.»**

---

erleben, wie der Whisky die Leute miteinander verbindet. Auf eine Art und Weise, wie dies andere Getränke nicht tun. Ich spreche nicht gut Deutsch, aber ich verstehe mich blendend mit den Schweizer Whisky-Liebhabern im «Waldhaus».

**Whisky hat sich in den letzten fünfzehn Jahren zu einem regelrechten Trendgetränk entwickelt. Welche Tendenzen beobachten Sie?**

In meiner aktiven Zeit als Markenbotschafter wurde die Abfüllung von fassstarken Whiskys wiederentdeckt. Zudem gibt es immer mehr Restaurants, wie hier das «Waldhaus», welche statt einer Weinbegleitung eine Whisky-Begleitung zu edlen Menüs anbieten. Und schliesslich gibt es immer mehr raffinierte Cocktails auf Whisky-Basis. Vor zehn Jahren war das alles auf einem recht einfachen Niveau – Stichwort Whisky Cola. Heute gibt es die tollsten Kreationen, welche das Getränk auch für Einsteiger leicht entdeckbar machen.

**Was ist die wichtigste Grundkenntnis in Sachen Single-Malt-Whisky?**

70 Prozent des Geschmacks kommen vom Fass, in dem der Whisky gelagert wird: Handelt es sich um ein Fass, in dem zuvor Sherry gelagert wurde, Bourbon, Portwein oder was auch immer? Erst in zweiter Linie kommt es auf Dinge wie Herkunft oder Verarbeitung an.

Die Fragen stellte Florian Schwab.



Grenzen der Wahrnehmungsfähigkeit: mit dem Porsche GT2 RS auf Probefahrt.

Auto

## Fahrstunde auf der Rennstrecke

Einen Porsche GT2 RS zu fahren, ist schon eine grosse Sache. Wenn man von jemandem wie Le-Mans-Sieger Neel Jani lernen kann, wird der Wahnsinn kontrollierbar. *Von David Schnapp und Nico Schaerer (Bilder)*

Es gibt Autos, die sind sehr schnell, und es gibt den Porsche 911 GT2 RS, den «leistungsstärksten 911er aller Zeiten». Dieses Auto kultiviert Beschleunigung und Geschwindigkeit zu einem gleichzeitig nüchtern-perfektionistischen wie hochemotionalen Erlebnis. Rein äusserlich will der neue GT2 keinesfalls verbergen, worum es ihm geht: Der gewaltige Carbon-Heckspoiler von der Grösse eines Stehpults, die Lufterlässe, die Kühlung für die gelochten Porsche-Ceramic-Composite-Bremsen bringen sollen, die schwarzen Hutzen, die Luft zu den mächtigen Turboladern leiten sollen, oder die 21-Zoll-Räder mit Michelin-Sport-Cup-Bereifung – alles überdeutliche Anzeichen maximaler Schnelligkeit.

Weil ich angesichts dieses ganzen Carbon-verzierten Wahnsinns zunächst leichte Anzeichen von Überforderung verspüre, habe ich mir eine exklusive Fahrstunde auf der Rennstrecke organisiert. Der Schweizer Le-Mans-Sieger Neel Jani steht an einem leicht bewölkten Morgen um 8.03 Uhr bereit, um mir auf dem Rundkurs des TCS-Trainingscenters

im jurassischen Lignières ein paar Grundfertigkeiten beizubringen.

Jani rollt los, entspannt erkundet er den rund drei Kilometer langen Kurs und wechselt nach zweieinhalb Runden in seinen persönlichen Dynamikmodus. Brachial beschleunigt der GT2 RS auf der langen Geraden auf über 160 km/h, bevor eine scharfe Linkskurve folgt. Jani bremst hart, lenkt, bremst, beschleunigt wieder und schaltet früh (*short shift*) hoch, um das Auto zu beruhigen.

Es fühlt sich an, als würde sich mein Hirn langsam wieder von der hinteren Schädelfwand lösen und sich in die Position zurückbegeben, in der es via Sprachausgabe im Mund eine Frage formulieren kann: Wie bremst man vor so einer Kurve eigentlich richtig? Jani bremst ab, steuert mit der linken Hand und zeichnet mit dem rechten Zeigefinger Verlaufskurven auf meine Seite des Armaturenrägers. «Die meisten Leute bremsen zu weich», sagt er und zeichnet eine langsam ansteigende und wieder abfallende Kurve. «Ich bremse degressiv, das heisst ich bremse hart

und lasse den Bremsdruck dann langsam wieder abfallen», erklärt der sympathische 34-Jährige und zeichnet eine Linie, die steil ansteigt und schräg wieder nach unten fällt.

«Erstaunlich gut»

Neel Jani zeigt an dem kurzen, aber herausfordernden TCS-Kurs, wie man in einem Supersportwagen lernt, den Wahnsinn zu kontrollieren. Man müsse die Stärken des Autos spüren und sie für sich nutzen. Dieses hier biete mit seinem herausragenden Einlenkverhalten und dem Heckantrieb ideale Voraussetzungen dafür, findet Jani. Beim Anbremsen senkt sich der Wagen vorne ab und wird so beim Lenken in der Kurve besser beherrschbar. Beim Beschleunigen aus der Kurve richtet er sich wieder auf, der Druck auf die Hinterachse erhöht sich und dreht das Auto gewissermassen aus der Kurve.

Während Neel Jani mir geduldig das Einmaleins des Rennstreckenfahrens beibringt, hetzt er mit viel Gefühl über die Strecke, seine Hände scheinen über das Lenkrad die Fahrbahn ertasten zu können: Mit feinen Bewegungen korrigiert der schnelle Schweizer das Auto laufend aus und fährt es mit einer Präzision von Kurve zu Kurve, als würde er beim «Malen nach Zahlen» die Ziffern mit einem Bleistift verbinden.

Nach etwas mehr als einer Stunde hat Jani alles erklärt, was es vorerst zu erklären gibt. Der GT2 RS hat ihn ausserdem überzeugt: «Für ein





«Ich bremsdegressiv»: Rennfahrer Jani (r.).

Auto, das letztlich für die Strasse gebaut wurde, ist es auf der Rennstrecke schon erstaunlich gut», sagt er. Kaum ein Sportwagenbauer schafft diesen Kompromiss besser. Bei der Anfahrt über Autobahn und Landstrassen brummt der aufgeladene Sechs-Zylinder-Boxermotor vor sich hin, lässt man die Klappe im Auspuff geschlossen, kann man sogar Musik hören oder ein Telefongespräch führen. In der Einstellung «Normal» wirkt die Federung halbwegs komfortabel, während man in manchen Konkurrenzprodukten um die Gesundheit seines Rückens fürchten muss. Der Benzinverbrauch pendelt sich bei normaler Fahrweise bei zehn bis zwölf Litern ein – für ein Fahrzeug der 700-PS-Klasse ein sensationeller Wert.

**General Maximus: «Unleash hell!»**

Um vom Strassen- in den Rennsportmodus zu wechseln, braucht es im Übrigen keine Mechaniker und keine komplizierten Einstellungen im Cockpit. Federung auf «Sport», das Doppelkupplungsgetriebe auf «PDK Sport», und schon ändert sich eigentlich alles. Um es in einem dramatischen Bild auszudrücken: Es ist vergleichbar mit der Eröffnungsszene von «Gladiator»: General Maximus (Russell Crowe) führt seine Legionäre in die entscheidende Schlacht gegen die Germanen und eröffnet den Kampf mit den Worten «At my signal, unleash hell!» – «Auf mein Zeichen: Entfesselt die Hölle!»

Der 911 GT2 RS ist ein Biest, wenn man will, aber trotzdem kein Auto, das einem nach dem Leben trachtet. Nach der Einführung durch den Profi verliere ich zwar nicht den Respekt vor den Möglichkeiten dieses Fahrzeugs, vertraue ihm und mir selbst aber soweit, dass ich mich an das nächste Projekt wage. Ein Kollege, mit der Materie vertraut, hat mir geraten, herauszufinden, wie sich das Auto anfühlt, wenn es nicht nur um Beschleunigung, sondern auch um Geschwindigkeit geht und wenn die dreistellige Zahl auf dem Tacho mit einer Drei beginnt.

Dafür reichen an einem verkehrsarmen Morgen auf einer deutschen Autobahn ohne Tempolimit ein paar Minuten. Ich bin gemütlich hierhergerollt, mit 80 km/h hinter Lastwagen und Wohnmobilen hergefahren, bis schräge schwarze Striche in einem weissen Kreis das Ende der Schleichfahrt anzeigten.

Beim ersten beherzten Druck aufs Gaspedal fehlt mir noch etwas der unbedingte Glaube ans Material. Trotzdem sind wir schnell bei 267 km/h, als sich am Horizont eine Fahrbahnverengung abzeichnet. Ganz im Sinne von Neel Jani trete ich kontrolliert auf die Bremse. Jani hatte noch bemerkt, dass man halt schon spüre, dass dies Bremsen für ein Strassenauto seien, sie hätten nicht den gleichen Biss wie die Verzögerungsinstrumente in einem Rennwagen. Aber die Art, wie das System kontrolliert Energie vernichtet, schafft höchstes Vertrauen in die Technik. Keinen Millimeter

verzieht das Auto, hält eisern die Spur und hat präzise auf Höhe der Höchstgeschwindigkeitstafel das erlaubte Tempo erreicht.

**Rechenprozesse im Hirn**

Kurz darauf ist die Bahn wieder frei, im zweiten Anlauf gehe ich es kompromissloser an. Gemäss Datenblatt braucht der Extremelfer 2,8 Sekunden aus dem Stand auf 100 km/h, bis 300 km/h vergehen 22,1 Sekunden. Das ist wahnsinnig schnell und fast erschreckend leicht zu erreichen. Ich merke, wie die Grenze meiner Wahrnehmungsfähigkeit rasant näher kommt, und verstehe endlich, was Neel Jani meinte, als er mir erklärte, man müsse als Rennfahrer vor allem in der Lage sein, verschiedene Rechenprozesse im Hirn gleichzeitig zu vollziehen.

Mit der Erkenntnis, dass ich dafür noch ein paar Fahrstunden auf höchstem Niveau brauchen würde, bremsdegressiv ab und fahre dennoch äusserst zufrieden mit dem Erreichten wieder nach Hause.

**Porsche 911 GT2 RS**

Leistung: 700 PS/515 kW; Hubraum: 3800 ccm; Höchstgeschwindigkeit: 340 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 2,8 sec; Verbrauch (EU-Norm): 11,8 l/100 km; Preis: Fr. 370 900.–, Testauto: Fr. 422 300.–

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich bei einem jungen, sportlichen Mann, der seine Edellimousine auf dem Behindertenparkplatz abstellt, nach der Art seiner Behinderung erkundigen?

*Fredy Bolliger-Sprenger, Wiezikon*

Wenn Sie den Mann auf seinen Geisteszustand ansprechen, wird das wohl kaum zu einem konstruktiven Gespräch führen. Vermutlich wird der Parksünder zurückfragen, warum Sie sich so sehr für den Parkplatz interessieren. Im schlimmsten Fall kommt es zu einer Schlägerei, bei der sich – Holz anfassen – einer der beiden so schwer verletzt, dass er bald schon legal dort parkieren darf.

*Maurus Federspiel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Trump ist einer der wenigen Politiker, die das machen, was sie in den Wahlen versprochen haben.» *Walter Beller*

### Kern der Realität

Nr. 30/31 – «Trampel Trump»; René Zeyer über den amerikanischen Präsidenten

Ich kann die Weltuntergangstheorie nicht nachvollziehen. Trump ist einer der wenigen Politiker, die das machen, was sie in den Wahlen versprochen haben. Doch möchte ich René Zeyer zum gelungenen PR-Gag gratulieren. Mit diesem Artikel in der *Weltwoche* hat er mehr Leser erreicht als mit allen Kolumnen und Büchern zusammen.

*Walter Beller, Zürich*

Hört man sich Trumps Reden an, kommt man zur Überzeugung, dass er ein brillanter Redner ist, im Kern die Realität beschreibt und nichts mit hollywoodscher Oberflächlichkeit zu tun hat. Als ehemaliges Kadermitglied eines US-Konzerns weiss ich, dass Statements von Amerikanern während eines gemütlichen Abendessens beim Meeting am nächsten Tag nicht mehr die gleiche Bedeutung haben.

*Albin Reichmuth, Rapperswil*

### Kopfschütteln

Nr. 29 – «Sternstunden»; Editorial von Roger Köppel

Es ist zu locker, Donald Trump als Cowboy zu simplifizieren. Das ist eine Beleidigung für jeden Cowboy! Ihn einen brillanten Aussenpolitiker zu nennen, löst ebenfalls Kopfschütteln aus. Wozu gibt es die WTO und all die anderen internationalen Organisationen, die genau dazu gegründet wurden, allfällige Hindernisse und Ungleichheiten zu besprechen? Trump und andere momentan in unserer Welt agierende Machtmenschen sollten sich einmal fragen, welchen Einfluss sie auf nachfolgende Generationen ausüben. *Peter und Joan Frey, Erlenbach*

### Selbstachtung

Nr. 29 – «Geheime Elemente, neu geschichtet»; Urs Paul Engeler über die «Geheimarmee» P-26

Oft wird vergessen, dass die Schweiz 1940–1944 nur dank sehr viel Glück vom Nazi-Einmarsch verschont blieb. Mit Bewunderung blicken wir auf die Partisanen in Italien und auf die Maquis-Kämpfer in Frankreich, die in den besetzten Gebieten unter grossen Opfern den Selbstbestimmungswillen und die Selbstachtung ihrer Länder hochhielten. Wäre es unrühmlich gewesen, wenn eine besetzte Schweiz sich zur Wehr gesetzt hätte, um ihre Würde zu bewahren, statt sich einem Anschluss zu beugen?

*Thomas Grütter, Basel*

### Korrigenda

In der Zitatensammlung über die Schweiz und die EU (Ausgabe Nr. 30/31) haben wir folgende Passage fälschlicherweise Martin Blessing, Mitglied der UBS-Leitung, zugeschrieben: «Die EU tut so, als würde die Schweiz demnächst EU-Mitglied, und der Bundesrat akzeptiert dies, genauso wie die Mehrheit des Parlaments. Deshalb haben wir jetzt einen solchen Salat. Darum muss der Bundesrat endlich klar mitteilen, dass die Schweiz ein unabhängiges Land ist und bleibt.» Richtig ist, dass es sich beim Urheber dieses Zitats um Christoph Blocher handelt. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

### Gegendarstellung

Nr. 30/31 – «Finma politisiert»; Christoph Mörgeli über die Finanzmarktaufsicht

Entgegen der Darstellung in der *Weltwoche* hat die Finma nicht ganz generell den Schwellenwert von 100 000 Franken für sämtliche Bargeldzahlungen in allen Branchen gesenkt. Korrekt ist, dass der von bislang 25 000 auf 15 000 Franken angepasste Schwellenwert ausschliesslich sogenannte «Kassageschäfte» von Finanzintermediären im Sinne des Schweizer Geldwäschereigesetzes (GwG) betrifft. Das bedeutet, dass Finanzintermediäre, also vor allem Banken, neu bei Barein- und -auszahlungen am Schalter ab diesem Betrag Massnahmen zur Identifikation ihrer Laufkunden treffen müssen. «Laufkunden» meint dabei Personen ohne dauernde Kontobeziehung zum Finanzinstitut, bei dem sie eine Bareinzahlung tätigen. Die Geldwäschereiverordnung der Finma betrifft also keine Barzahlungen bei Kaufgeschäften etwa im Kunsthandel, bei Juwelier- und Uhrengeschäften oder auch im Autogewerbe. Auch kann man nicht von einem «Vorpreschen» der Finma bezüglich noch nicht vorliegender bundesrätlicher Vorlagen sprechen. Zutreffend ist vielmehr, dass die Finma auf Basis des Geldwäschereigesetzes einen klaren Auftrag des Parlaments hat, den erwähnten Schwellenwert in der Verordnung festzulegen (Art. 3 Abs. 5 GwG), und dies nach Massgabe der vom Bundesrat vorgegebenen Stossrichtung und in enger Koordination mit dem Eidgenössischen Finanzdepartement vorgenommen hat.

*Tobias Lux, Leiter Kommunikation, Finma*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

1		2		3		4	5		6	7	8		9
						10			11				
12	13		14						15				16
17						18							
	19												
						20			21	22			
23		24		25				26					
27						28					29	30	
31			32		33			34					
		35				36				37			
38										39			
		40						41					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Auffassung bis Einstellung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Architektonische Attraktion in vielen Schweizer Städten. 6 Sie umsorgen das Kind, liebevoll, ist hier anzunehmen. 10 Keine Revolution, dafür sind es nicht genügend Menschen. 12 Kein Witz: Er kommt aus dem äussersten Nordwesten Deutschlands. 15 Die Bolschewiki erober-ten unter ihm die Macht. 17 Wir reden von solch einem Amerikaner, z.B. Al Capone. 18 Die Entwicklung gibt bei ihr die Richtung an. 19 Ein Traum, sie zu essen und an die Tropen zu denken. 20 Sie ist die Ordnung auf Kosten des Weiterdenkens, sagte Dürrenmatt. 23 Ansteuern, trachten oder bezwecken könnt man als Synonym verwenden. 26 Was Isoproturon kurz gesagt ist. 27 Fehlt ein h zum Bundesstaat der Vereinigten Staaten. 28 Ein Arbeitszimmer ist sobestimmtnichteinengend. 31 Zu irgendeinem Zeitpunkt, darum geht es hier. 34 ILL aus Dürrenmatts *Der Besuch der alten Dame*. 35 Gewissermassen ein stummer Schauspieler. 37 Vertrauen ist Mut, sie sei Kraft, sagte Ebner-Eschenbach. 38 Wo die alten Römer Zeitvertreib und Erholung fanden. 39 Westeuropäischer Inselstaat zeigt sich im Original. 40 Stadt in Anatolien, einst ein Bischofssitz (1858-1915). 41 Er wird im Satiremagazin *Titanic* gepflegt.

© Fritz Müller - Rätselactory

**Senkrecht** — 1 Das Signalwort ist mit dem Segelsport zu neuem Leben erwacht. 2 Der Name gilt für einen Mond und ein Metall. 3 Bei Stühlen ist er zumindest in Sachen Rangfolge unerreicht. 4 Was wäre Salat ohne es, gerade auch in modernen Zeiten. 5 Er schafft bei Unklarheiten messbare Klarheit. 6 Die Mademoiselle mag es für ein Mal kurz. 7 Musiker verstehen solche Anweisung in Sachen Geschwindigkeit. 8 Essen in Abfolge, wie Schweizern bekannt. 9 Das Lied orientiert sich an anglo-amerikanischen Vorbildern. 11 Nicht nur für Seeleute: in den Hafen der Ehe einlaufen lassen. 13 An solchem Ort befindet sich mit Sicherheit etwas besonderes. 14 Er stammt aus Flandern. 16 Man könnte sie auch Kreaturen oder Einzelwesen nennen. 21 Das begehrte Mineral ist beim Schmuck oft erste Wahl. 22 Tätigkeit, die gerade auch bei stickigen Räumen das Atmen erleichtert. 23 Künstler brauchen sie zur konkreten Inspiration. 24 Pharaonen verwendeten gern seinen Namen. 25 Er ist ein gut aussehender Freund, wusste Maupassant. 29 Die Fahrt durch jene Hügel im Norden Irlands sei eindrücklich. 30 Die Welt ohne sie wäre eine trockene Angelegenheit. 32 Wie sich Hadria aus der Antike heute präsentiert. 33 Buchstäblich endloser Himmelskörper. 36 Er fehlt beim Fussballclub aus Mailand.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 578**

S	A	F	A	R	I	S	P	E	D	I	T	I	V
I	A	A	N	R	E	I	I	I	I	I	I	I	I
N	A	C	K	E	N	G	E	B	A	E	R	D	E
A	U	T	O	S	M	E	D	I	Z	I	N	E	R
F	B	O	S	E	R	W	S	I	R	E			
E	H	E	R	N	I	M	A	R	K	E	C		
S	O	P	A	F	L	E	C	K	A	R	A	K	
P	L	I	S	S	E	R	C	I	R	I	N		
R	E	N	V	E	R	G	O	E	T	T	E	R	N
I	N	G	W	E	R	L	Y	R	A	S	E	I	
T	L	A	I	D	A	E	T	O	E	D	E		
L	E	H	R	E	S	I	N	S	L	E	T		

**Waagrecht** — 1 SAFARI 5 SPEDITIV 11 ANBEI  
12 UNI 13 NACKEN 16 GEBÄERDE 19 AUTOS  
20 MEDIZINER 21 BOSER (Obers) 22 SIRE  
23 EHERN 25 MARKE 26 SOPA (span. f. Suppe)  
27 FLECK 28 ARAK (Spirituose, wird in mehreren nahöstlichen Ländern getrunken) 30 PLISSEE 32 CIEL (franz f. Himmel) 34 REN 35 VERGOETTERN 39 INGWER 40 LYRA 41 SEI (it. f. du bist und sechs) 42 AIDA 43 ETUEDE 44 LEHRE 45 SINS 46 LET (Linearer Energietransfer)

**Senkrecht** — 1 SINA 2 FACT 3 RAESON 4 INN  
5 SEGER 6 PIED 7 DIAZ 8 TURNIER 9 INDER  
10 VIERECK 14 AUFHOLEN 15 KOBRAS  
17 BIWAKIEREN 18 EISKALT 20 MEILER  
23 ESPRIT 24 EPINGLE 25 MCCOY 27 FEERIE  
(franz. für Zauberwelt, Theatergenre: Vorläufer des Musicals) 29 ANREDE 31 SVEAR 33 ETATS (-Unis, franz. f. Vereinigte Staaten) 36 GLAS 37 ESEL 38 NIET

**Lösungswort** — PARADEROLLE

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# KIRCHHOFER

SWITZERLAND

## CASINO GALLERY – INTERLAKEN

Die weltweit grösste Auswahl an Schweizer Uhrenmarken unter einem Dach!

Edle Diamanten, Designer Lederwaren und Accessoires, hochwertige Kosmetik-Produkte, exklusive Geschenke und lokale Souvenirs



Designer Lederwaren und Accessoires von

BOTTEGA VENETA GUCCI *Salvatore Ferragamo* BALLY  MCM 



Hochwertige Kosmetik-Produkte von

 LA MER  cellcosmet  sisley 

Kirchofer Casino Gallery • Höheweg 73 • 3800 Interlaken • Schweiz  
Tel. +41 (0)33 828 88 80 • Fax +41 (0)33 828 88 90 • info@kirchofer.com

WWW.KIRCHHOFER.COM



AUDEMARS PIGUET

BLANCPAIN

Chopard

JAEGER-LECOULTRE

ZENITH

J.D. JAQUET DROZ

HUBLOT

ROGER DUBUIS

BREITLING  
1884

OFFICINE  
PANERAI

BVLGARI

CHANEL

HERMÈS

HYT

RESERVOIR  
SWISS MADE

ANONIMO  
WATCHES

ORIS

FENDI  
TIMEPIECES

TITONI

ALBERT RIELE

AEROWATCH

SILVANA

ROAMER

SWISS MILITARY  
HANOWA

CONTINENTAL

IOWISSA

VACHERON CONSTANTIN

PIAGET

Cartier

IWC  
SCHAFFHAUSEN

ULYSSE NARDIN

PARMIGIANI  
FLEURBA

Glashütte  
ORIGINAL

GP  
GIRARD-PERREGAUX

FRANCK MULLER  
GENÈVE

CORUM

TAGHeuer

BAUME & MERCIER

MONT  
BLANC

EBEL

GUCCI  
timepieces

RADO

FREDERIQUE CONSTANT

CENTURY

RAYMOND WEIL

PERRELET

TISSOT

Louis Erard

DOXA

MOVADO

MIDO

BÖREL

CERTINA

SOLIERIA  
FERRARI